

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 11 — Sonntag, 17. März 1935

Meiner Braut.

Ich habe kein Denkmal im Häusermeer
es kündigt kein Buch von mir,
doch wenn ich einst falle im heiligen Krieg,
dann leb' ich in Dir.
Du trugst meine Worte im Herzen tief,
Du lebstest mein Leben mit,
Dein Auge glänzt, wenn ich fröhlich war,
Du weinstest, wenn ich litt.
Wenn einst eine Kugel mein Herz zerreißt:
In Dir kann ich nimmer vergehn.
Stets wirst Du die Welt, die schöne Welt,
mit meinen Augen sehn.
Willi Naumann, stud. theol. et phil., Leipzig,
gefallen an der Somme 1916.

Kriegs-Frühling 1916.

Wir lagen auf dem Hang der Schlucht bei St. Morel, und es war Frühling; gestern waren wir abgelöst worden, nachdem wir an der Butte de Tahure nächtelang feindliche Batterien mit dem Richtkreis und dem Quadrant angeschnitten hatten; nun mochten die anderen „auswerten“ und mit unseren Erkenntnissen machen, was sie wollten. Sie würden nun mit den Geschützen nach den Stellen schießen, die wir als feindliche Batterien ausgemacht hatten. Unsere Erkenntnisse hatten uns zwei Mann gekostet; und was für welcher!

Nun war es ruhig da vorn; gestern rummelte es noch ringsherum, als wir in den Schlammsee drin saßen; heute war es feierlich ruhig und der warme erste Frühlingstag — wenigstens kam es uns so vor, als ob es der erste Frühlingstag sei — steigerte unsere Müdigkeit noch mehr und unseren Jammer. Hinten weit, tief in der St. Morel-Schlucht werden Pferde getränkt, denn die Protzenlager der Haubitzen-Batterien sind in der Nähe.

Wir sagen nichts, aber wir denken das Gleiche: wir haben wieder zwei Freunde verloren, zwei wirkliche Freunde. Gewiß, Karlchen ist noch nicht tot, aber wenn er nicht stirbt an seiner Verwundung, so wird er bestimmt nicht wieder froh werden in seinem Leben — ohne Beine.

Und nun glotzen wir hier herum und spielen mit einem ärmlichen Zweig Weidenkätzchen; wir haben uns schon längst nichts mehr zu erzählen. Nicht etwa seit gestern; seit Wochen schon sagen wir uns nichts Neues mehr, was außerhalb von Krieg oder Soldatsein läge. Nur, wenn es wieder einmal Rum gegeben hat oder Bier in der Bayern-Kantine draußen am Wald, dann öffnet sich zuweilen noch einmal das Herz und gibt Dinge preis, die einen am anderen Tage reuen, daß man sie gesagt hat.

Wie damals, als der dicke Schlüter in Hirson einmal auspackte, da er im Ruhelager auf dem merkwürdig gut gestimmten Klavier bis zum Umfallen die Hymne auf „Klein Zack“ Hoffmanns Erzählungen spielte und Bier dazu trank in gleichem Unmaß; sein fremder Steintopf, aus dem er trank, stand auf dem viel zu guten Instrument, als wenn er in einem Vorstadt-Variété spielte, und als er dann ärgerlich wegen seiner eigenen Musizierwut — den Deckel zuknallte, hielt er uns seine eigene Leichenrede, von der er allerdings nicht wußte, daß sie es war. Aber wer weiß das, wenn man schon Soldat ist, daß man seine letzte „Rede“ hält.

Schlüter war unser ewiger Fernsprech-Unteroffizier; er war Gerichtsassessor und erst damals sollte er endlich weiter-

kommen; man hatte ihn in unserer Batterie vergessen; er machte seine Sache so gut, daß man wahrscheinlich seine Beförderung nicht einmal wünschte. Dort, auf diesem Posten, als Beobachtungs- und Fernsprech-Unteroffizier war er das belebende Moment in der noch so gründlichen Eintönigkeit des Stellungskrieges; da das Klavier zu oft fehlte, hatte er sich der Mundharmonika verschrieben, und auch auf diesem köstlichen Instrument — gepriesen wird es sein von allen Frontsoldaten, so lange noch welche leben! — war er Meister. Er spielte, was wir uns wünschten; einmal hat er sogar in einem Feldgottesdienst in einer ärmlichen Scheune gespielt, fromme und innige Lieder, die wir so mitbrummen, weil wir keinesfalls seine „Begleitung“ übertönen wollten.

„Was liegt schon daran, wenn wir fallen! Vielleicht ist es sogar besser so, damit wir nicht enttäuscht werden, wenn wir heimkehren...“, sagte er, indem er unvermittelt und irgendwie wütend den Klavierdeckel zuknallte. „Die Alten, die zu Hause geblieben sind, werden uns nicht mehr verstehen können, und die Jungen, die hinter uns kommen, werden uns verdrängen, weil wir wahrscheinlich nicht mehr so stark sein werden und so

frisch, wie sie. Kleiner, wir sind ja so maßlos verdorben. Es tut mir fast mehr leid um meine Mutter, als um mich. Würdest du denn, wenn ich hier in dieser Mistchampagne falle, jemals noch einmal den Wunsch haben, an meinem sogenannten Grabe zu stehen und noch einmal an mich denken wollen, allein an einem schäbigen Holzkreuz? ...“ Und dann trank er wieder, klappte wieder seine Drahtkommode auf und spielte etwas Verworrenes, im Rhythmus vollkommen Verdrhtes, von Chopin, das niemand verstand.

Das war Frühling in der Champagne; trotzig sträubte sich die Natur gegen die vollkommene Verwüstung von Busch und Hag; Weizdorn begann zu blühen, und verschüchterte Vögel drängten sich in gemartertem Geäst.

Wir schwiegen immer noch und dachten an Zuhause, an den Frühling dort, an stille Pläde und an eine viel zu früh vergangene Jugend. Aber zwischen diesen Gedanken und der von uns beschützten und gehüteten Heimat dehnte sich ein Wald von hölzernen Kreuzen.

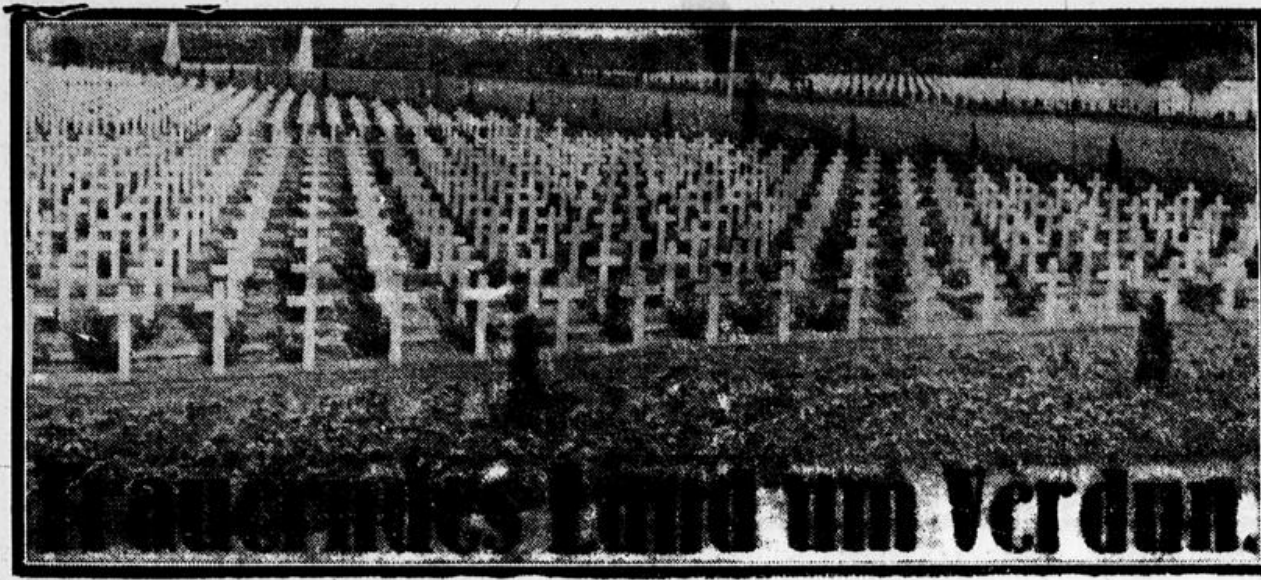
Wir waren Saat, ob wir leben oder starben!

F. H.



Soldatengräber bei Verdun.

Photo: Fr. Haefke



Ein alter Soldat aus unserem Heimatkreis erzählt von einer Verdunfahrt

Zwanzig Jahre sind es her, da der Weltkrieg über Europa dahinströmte. Wohl manches alte Soldatenherz hegt schon lange den stillen Wunsch, die Stätten der ehemaligen Schlachtfelder noch einmal zu besuchen. So wurde der Wunsch unseres Kameraden, diesen Wunsch in die Tat umzusetzen, von vielen Kameraden lebhaft begrüßt. Nachdem wir uns mit dem Reisebüro der Stadt Trier in Verbindung gesetzt und alle Vorbereitungen erledigt hatten, stieg die Fahrt von Trier aus über Luxemburg mit einem Autobus der französischen Grenze entgegen.

Sobald wir noch vor der französischen Zollschranke, nun rollt unser Wagen in schneller Fahrt der Stadt Longwy entgegen. Wir sind im ehemaligen Feindesland. Auf dieser Straße zog vor kaum zwanzig Jahren der deutsche Kronprinz mit der 5. Armee gegen Longwy, wo den Deutschen zum ersten Male ernstlicher Widerstand geboten wurde. Die Straße fällt ab, erst langsam, dann in immer steigendem Maße, bis wir vor uns im Tal die Stadt liegen sehen. Es ist Sonntag, jedoch hier scheint der graue Alltag die Alltagsarbeit zu besitzen, graue Eisenbahn, Schiffe tauchen, und ganz hoch drüber über der Stadt schwebt eine Drahtseilbahn, die graue Eisenbahn befördert. Wir fahren jetzt westlich der Stadt, eine steile Straße führt uns auf die Höhe von Longwy — im Kriege so genannt. — Hier sieht man noch die ersten Spuren des Artilleriekampfes, zerstörte Häuser, Mauerreste und ein zerstörtes Fort.

Nach einigen Windungen haben wir die Straße nach Longwy erreicht und fahren in schnellem Tempo westwärts. Zunächst ganz selten, jedoch immer häufiger fallen die Linden in den Baumkronen der Landstraße auf, meistens mit jungen Bäumchen bepflanzt. Drüben ein stattlicher Bauernhof, ganz neue Gebäude, ein Zeichen, daß hier der Vormarsch nicht ganz so reibungslos von statten ging. Wieder fällt die Straße stark ab, jetzt säumt sie dichter Wald, und nach einigen Minuten durchfahren wir das Städtchen Longwy. Nachdem wir ein Industriegebiet und einige Geschäftstrassen durchfahren haben, verlassen wir auf ansteigendem Wege die Stadt, um kurz dahinter an einem ausgedehnten Koffer zu halten. Unser Führer zeigt den Mitfahrern die ausgedehnte Kapelle, in deren Mauern die deutschen Inschriften noch zu erkennen sind.

Alle Erinnerungen werden wach: drüben, hinter diesen ausgedehnten Ruinen, die jede Aussicht nach Süden sperren, muß das ehemalige Kriegslazarett Nr. 153 liegen, in dem ich einst als Verwundeter lag. Wir fahren weiter, gespannt schaue ich nach drüben, wo die vermutliche flache Anhöhe sich jetzt zeigen muß. Das Tal öffnet sich unseren Blicken, und richtig da stehen sie noch in Reih und Glied, die schwarzen deutschen Lazarettbaracken, aufeinander von Zivilisten bewohnt. Wir fahren, sie werden immer kleiner, ein stummer lechter Gruß, nun sind sie unseren Blicken verschwunden.

Wieder führt uns die Straße langsam bergauf, links neue Gebäudekomplexe, Infanterielazarette, französische Bahnen sind gebaut, und drüben patrouilliert der Posten. Man stellt unwillkürlich den Vergleich mit einer deutschen Kaserne an und findet das Ganze ein wenig unheimlich. Es zeigen sich wieder die bekannten Linden am Straßenrande, junge Bäumchen sieht man jetzt häufiger. Wir halten an, der Führer zeigt uns einen ziemlich großen Grenzstein, er trennt zwei Departements, wir treten ins Massagbiet ein. Bei den Mitfahrern macht sich ein regeres Interesse bemerkbar. Kriegsfahrten werden hervorgehoben, und man studiert das nun kommende Gebiet, die ehemalige deutsche Stappe. Die nächsten Orte dienen schon der abgelösten Infanterie als Quartiere, wir kommen an die ehemalige deutsche Front.

Unser Wagen verlangsamt sein Tempo. An einem kleinen Dorfe biegen wir rechts ab und sehen vor uns, nachdem wir den Ort verlassen, das wunderliche Panorama der Côte Lorraine, die Maashöhe! Das eigentliche Kampfgelände, unser Ziel! Noch dehnt sich vor uns die Ebene aus; es ist kurz vor Mittag. Ein schöner Anblick dieser wiederaufgebauten Dörfer inmitten grüner Fluren, dazu herrlicher Sonnenschein. Es sind alles alte Bekannte, vor uns liegt Pöhl, dahinter Manigues, rechts davon liegt Romagne und im Hinterlande die ersten Ausläufer der Maashöhe, die Zwillinge von Ornes. Nachdem wir in mäßigem Tempo Pöhl durchfahren haben, winkt uns schon Manigues von einer kleinen Anhöhe entgegen, unser nächstes Ziel. Wir passieren die ersten Häuser, der Dorfingang hat sich in nichts geändert. Das dritte Haus drüben, schickwinkelt mit dem Siebel zur Straße liegend an der rechten Seite, war damals von unserer Patrouille-Kantine besetzt; Geburts- und Namenstage wurden hier manchmal in gebührender Weise gefeiert, für viele waren es die letzten.

Jetzt fahren wir durch die Dorfmitte, wo einst das große Soldatenkino stand. Ein neuer Bauernhof steht nun an dessen Stelle. Jetzt da! Die Kirche! Der Wagen hält. Meine ganze Aufmerksamkeit gilt jener Häusergruppe, in der unsere Kompanie einmal im Quartier lag. Alles noch beim alten, kein Winkel hat die äußere Front der Häuser berührt, genau so schmutzig grau mit den etwas helleren abgelebten Fensterrahmen.

umrahmungen schauen sie uns an. Dort der alte Leppenstein, immer noch liegt er etwas schief. Oft sahen wir hier an warmen Sommerabenden, irgend einer spielte Heimgattlieder auf der Mundharmonika, oder wir sangen Kriegs- und Soldatenlieder. Meine Gedanken eilen zurück, achtzehn Jahre — schönes Kameradschaftsleben! Geschenk harter Kriegszeit!

Wir fahren zum deutschen Kriegerfriedhof. Meine Hoffnung ist etwas enttäuscht, als wir im Gegensatz von damals die entgegengesetzte Richtung einschlagen. Ich erlaube bei unserem Führer, daß hier überall die Umbettung stattgefunden hat, so kann ich leider die Gräber verschiedener Kameraden nicht mehr feststellen, die wir damals hier zur Ruhe bettet. Wir betreten den deutschen Gefallenfriedhof, 3350 schwarze Holzkreuze schauen uns an — schlicht und einfach, jedoch gut gepflegt. Die Gräberreihen sind mit Steinernen umsaumt, in der Mitte ist eine Baumgruppe, es sind junge deutsche Birken, welche diese geweihte Stätte einst beschatten werden. Drüben am Ehrenmal eine Gruppe Menschen, wir hören deutsche Laute und werden beim Näherreten Zeugen einer kurzen, weisevollen Gefallenenehrung. Ein junger blonder Deutscher, in feiner Hand hält er einen schlichten Vorbeerfranz mit den Farben des alten und neuen Deutschland, spricht zu den Toten. Wir lauschen ergriffen seinen Worten. Die Hände erheben sich zum deutschen Gruß, und die Weihen vom guten Kameraden läuten über die Gräber unserer toten Soldaten. Drüben abseits, die Hände in den Hosentaschen vergraben, steht der französische Friedhofswärter.

Die Zeit drängt, wir müssen weiter. Nicht ohne einen tiefen Eindruck des soeben Erlebten bestiegen wir den Wagen, um in schneller Fahrt gegen Westen zu fahren. Wir passieren den Dorfausgang, das dritte Haus rechts ist es gewesen, das uns damals bereits einmal zum Verhängnis wurde. Wir kamen nach Mitternacht aus Stellung, nah und kalt, befehlte dieses Haus und feuerten die Geschütze glühend. Alles schiefte, als wir mit einem Male durch Feuer und Qualm geworfen wurden. Es war die höchste Zeit, unsere Munition hatte schon Feuer gefangen, und mit knapper Not entkamen wir durch die Fenster. Jetzt passieren wir die Stelle, das dritte Haus, es fehlt. Über dem ausgebrannten Schutt vegetiert spärliches Gras. Auf ebener Straße fahren wir weiter. Während wir eins in Grund und Boden fahren und im Herbst oft das reinste Schlammbad war, huscht unser Wagen jetzt über Asphalt.

In fast greifbarer Nähe halbrechts vor uns liegt Romagne. Hier lag unser Bataillon im Juni 1916 in Ruhe. Früh morgens um 4 Uhr haben wir oft diese Straße überquert, um auf Fischfang zu gehen. Eigentlich ein verbotenes Geschäft. Mit ein paar Stielhandgranaten gegen wir los, vorsichtig nach rechts und links spähend, die Feld-

gendarmen sind erfahrene Stappenhengste und kennen den Rummel. Von der Front her rumpelt es Tag und Nacht, man hat sich schon daran gewöhnt wie an das Ticken einer Uhr. Es begegnen uns heimkehrende Munitionskolonnen. Die Fahrer sitzen schläfrig auf ihren Pferden, Leichtverwundete liegen auf den Wagen, und nicht selten bringt man auch gefallene Kameraden mit. Stumm zieht die Kolonne ihren Weg. Die kleinen Seen im Wald von Manigues sind unser Ziel, eine lange Gabelungsfurte ist schnell besetzt, und der Fischfang geht los. Mein Kamerad, ein erfahrener Fischmann, gibt Instruktion, und schon verschwinden die Sandgratnaten im Teich, um nach drei bis vier Sekunden den ganzen See in Bewegung zu setzen. Die toten und scheintoten Fische mit der Warte aus der Fische, in Sandfäden verlaufen und schnell verschwinden, ist das Gebot der Stunde, denn die Detonationen laden die bösen Geister an. Durchs Gebüsch auf dem nächsten Wege erreichen wir wieder unser Quartier. Die Kameraden haben schon Kaffee gekostet, mittags gab es dann frischen Fisch in der Korporkasch.

Inzwischen rollt unser Wagen frontwärts gegen Manigues, soeben führen wir am sog. „Deutschen Eck“ vorbei, eine Straßengabelung, die jeder alte Verdunkämpfer kennt. Während die Dörfer, die wir bis jetzt passiert, in der Verdunoffensive der Stappe angehört, gelangen wir jetzt in die derzeitige Artilleriezone. Manigues ist der Ort in dieser Zone. Auf dem Wege zum Dorfe hält der Wagen an einem deutschen Friedhof, der noch unvollendet ist. Manigues 1° 826. Schwarze Holzkreuze in einem Dreieck geordnet, geben Kunde von deutschem Heldentum. Der Friedhof wird nach seiner Ausgestaltung, begünstigt durch seine schöne Lage, sehr eindrucksvoll werden. Unser nächstes Ziel ist der große Friedhof „Manigues II“, der auf einer Höhe nördlich des wieder aufgetauten Dorfes liegt. Bald ist dieser erreicht, einige Stufen bergan führen uns auf die geweihte Stätte. 1907 deutsche Krieger aller Truppengattungen sind hier zur ewigen Ruhe gebettet. Die Ausgestaltung der Anlage ist vorzüglich, wie auf allen deutschen Friedhöfen, so auch hier schwarze Holzkreuze, auf denen die Namen der hier Ruhenden dem Besucher in weißer Farbe entgegenleuchten. Gedenksteine, von den



(Deutsches Nachrichtenbüro.)

Zum Heldengedenktag am 17. März
Die Toten der deutschen Felder auf einer Bergkuppe bei Bittel (Lorraine), erbaut vom Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge.

Kameraden noch während des Krieges errichtet, legen Zeugnis ab von echtem Kameradschaftsgeist unserer alten Truppen. Als Mittelpunkt ist ein kleiner Ehrenhof errichtet, flache Steine zeigen die Gräber, und weithin sichtbar über allem ragt ein 12-14 Meter hohes Hochkreuz aus massivem Eichenholz, das der ganzen Anlage eine tiefe Symbolik gibt.

Unsere Fahrleitung hat hier eine kurze Gefallenenehrung vorgezogen. Es ist der letzte Friedhof von ehemaliger deutscher Seite. Das Gelände, das wir nachher durchfahren, ist ein Trichterfeld von ungefähr 15 km. Tiefe, ein einziger großer Friedhof, wenn man sich die Landschaft vor Augen hält, daß von den bei Verdun gefallenen 400 000 deutschen Soldaten nur 50 000 auf geordneten Friedhöfen liegen.

Wir nehmen Aufstellung am Hochkreuz. Ein Kriegerkamerad spricht zu den Toten. Klar und eindrucksvoll versteht er es, ihr Verhältnis zu den Lebenden zu schildern. Nicht umsonst gaben sie ihr Leben für Deutschlands Ehre und Freiheit, das Blut unserer Väter, Brüder und Söhne, das die fremde Erde tränkte, verpflichtet jeden Deutschen zur Tat. Im großen Ringen des Weltkrieges konnten unsere heldenhaften Kämpfer keine persönlichen Rechte, nur Pflichten dem Vaterland gegenüber. Das Leben galt ihnen nichts, das Vaterland alles! Tief ergriffen lauschen wir den Worten, schwarz hebt sich das Hochkreuz am klarblauen Himmel ab, das Zeichen von Golgotha. Gibt es noch eine höhere Berufung für den sterblichen Menschen als die des Opfertodes?

Der Geist unserer toten Kameraden umfängt uns, für Minuten sind wir wieder mit ihnen verbunden. Verlegen kämpft mancher alte Soldat mit den Tränen. Es ist nicht nur Trauer, was uns bewegt, der Stolz ist es auf unsere gefallenen Brüder und ihren herrlichen Waffenerfolg.

Nach christlich deutscher Art schließt der Sprecher die Feier mit einem schlichten „Vater unser“. Voll Andacht schallt das „Amen“ über die schwarzen Kreuze. Ein Kranz aus frischem Vorbeer, geschmückt mit den Farben des deutschen Reiches, lassen wir zurück an dieser heiligen Stätte. Es gilt all unseren Toten in Ost und West, gleich wo ihre Gebeine ruhen, im Einzelgrab, Massengrab oder zerstreut irgendwo im Trichterfeld. Schweigend verläßt mancher diesen Ort. Ein Erlebnis von seltener Größe liegt hinter uns.

(Fortsetzung folgt)

Heimatgefühl.

Wie klinget die Welle,
Wie wehet ein Wind!
O selige Schwelle,
Wo wir geboren sind!

Du himmlische Bläue,
Du irdisches Grün!
Voll Lieb' und voll Treue
Wie wird mein Herz so süß!

Wie Neben sich ranken
Mit innigem Trieb,
So, meine Gedanken,
Habt hier alles lieb!

Da hebt sich kein Wehen,
Da regt sich kein Matt;
Ich kann draus verstehen,
Wie lieb man mich hat.

Ihr himmlischen Fernen,
Wie seid ihr mir nah!
Ich greif nach den Sternen
Hier aus der Wiege ja!

Treib' nieder und nieder,
Du herrlicher Rhein!
Du kommst mir ja wieder,
Läßt nie mich allein!

O Vater, wie bange
War mir es nach dir!
Doch meinem Gelange
Dein Sohn ist wieder hier!

Du spiegelst und gleitest
Im mondlichen Glanz,
Die Krone du breitest,
Empfange meinen Kranz!

Das Dach der Welt

Professor Dyrenfurth erzählt von seiner Himalaja-Expedition — Im Kampf gegen Naturgewalten und Dämonen — Die Filmkamera auf den Bergen des Todes

In der eiskaltenden, von Stürmen und Sonnenglut heimgesuchten Einsamkeit von mehr als achtaufend Meter Höhe stehen, unbezungen, die Berggiganten unserer Erde: die Gipfel des Himalaja. Fast fünfzig Menschen opferten bereits ihr Leben dem wissenschaftlichen Ehrgeiz, Fuß zu setzen auf diesem „Dach der Welt“. Unvorstellbar sind die Schwierigkeiten und Gefahren, die sich den kühnen Pionieren bei ihrem Wagnis entgegenstellen. Wie hoch muß man daher die Leistung eines deutschen Gelehrten bewerten, Professor Dyrenfurth, der bereits mehrere Himalaja-Expeditionen leitete und bereit und der sich nun in den Dienst einer Filmgesellschaft stellte. Sinn und Zweck des Unternehmens war es, der Öffentlichkeit eine Vorstellung von den Wundern der tibetischen Bergriesen, von den Geheimnissen der Klöster und Eingeborenenstämme, von den ungeheuren Gefahren der schweigenden, weißen Einsamkeit zu geben.

In einem alten tibetischen Kloster glänzt inmitten der hundertarmigen Göttergebilde eine furchtbare Maste: die Maste des Bergdämons, eine gräßliche, dreiläufige Fackel, deren Kopf ein Kranz von Menschenköpfen schmückt. Die

Man lernt sich in die Gedanken- und Vorstellungswelt der Völker Innerasiens einfühlen und spürt das Unheimliche, Drohende dieser Bergriesen. Diese Atmosphäre Innerasiens, die Stimmung, gemischt aus Naturgewalten und menschlichem

„Eine Szene während der Aufnahme war von besonderer Eindrucksstärke“, schildert Professor Dyrenfurth. „Es sollte ein Duell in 8000 Meter Höhe ausgefochten werden. Ungleich waren die Gegner: auf der einen Seite ein Mann der Wissenschaft, dem die Erforschung des Himalaja Herzensache geworden war; auf der anderen Seite ein unsichtbares und doch furchtbar in Erscheinung tretendes Phantom, von den Eingeborenen Bergdämon genannt. Eben jenes Phantom, dessen furchterregende Maste in dem anfangs erwähnten tibetischen Kloster hängt.“

Das Duell sollte um eines Preisens willen ausgefochten werden, der von beiden

Gegnern verschieden gewertet wurde. Der Mann der Wissenschaft nahm für sich das Recht in Anspruch, den Bann des Aberglaubens, des Dämonenglaubens zu brechen und sich den Zutritt zu dem unerforschten Gipfel zu erzwingen; der Bergdämon sollte, nach Ansicht der Tibetaner, in Tätigkeit treten, um dem ungläubigen Europäer die furchtbare Macht des Bösen zu beweisen.



Tibetanische Priester rollen die Gebetsmühle



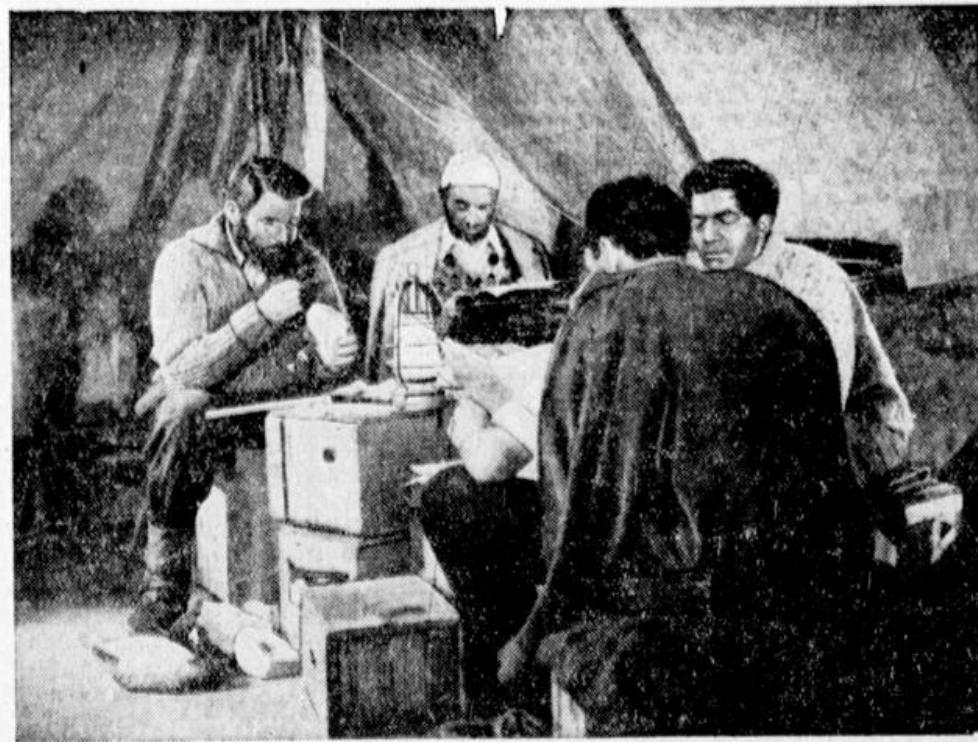
Die weiße Stadt in der Felseinbude Lamaguro, Sitz des Groß-Lamas

Lamas glauben an die Allmacht dieses Dämons, der auf dem 8400 Meter hohen Berg, dem „goldenen Thron“, hausen und von dort seine Vernichtungsfeldzüge gegen die Bevölkerung unternehmen soll.

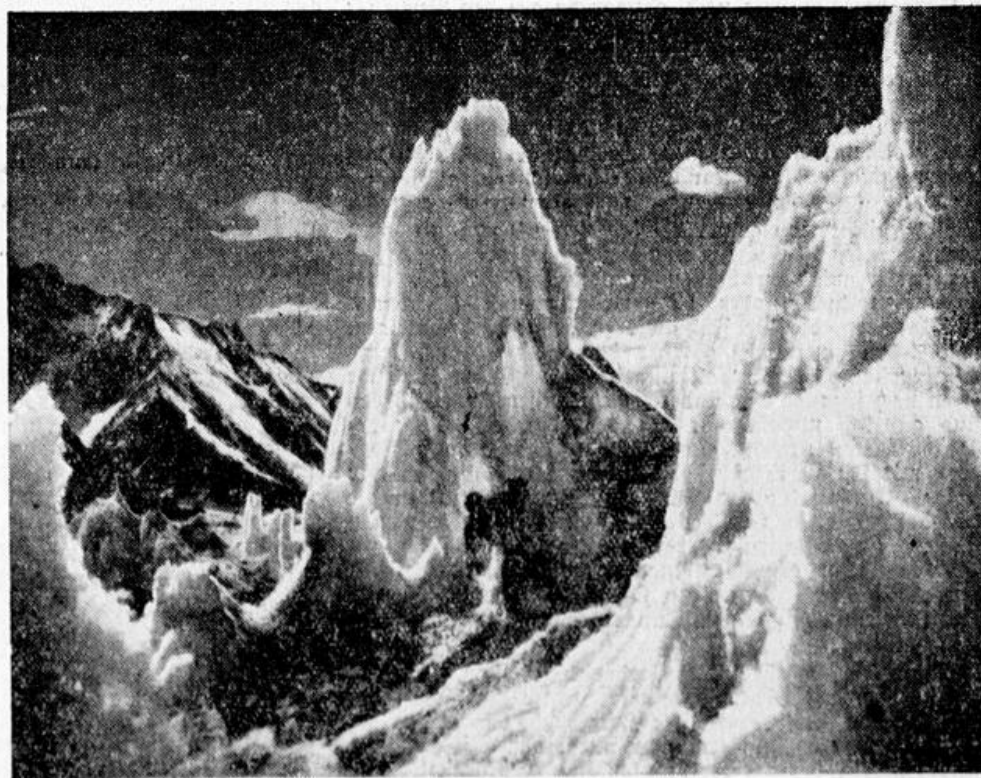
So plaudert Professor Dr. G. O. Dyrenfurth, der bekannte Geologe, dessen Name und Lebenswerk aufs engste verknüpft sind mit dem Gebirge, das bisher noch allen menschlichen Bestrebungen widerstand: mit dem Himalaja! Schon 1930 leitete er eine Expedition zum „Dach der Welt“, die nach monatelanger Arbeit unter schwierigsten Verhältnissen mit reicher wissenschaftlicher und bergsportlicher Ausbeute zurückkehrte. Die Forschungen konnten damals nicht zu Ende geführt werden, und so brach Professor Dyrenfurth vier Jahre später an der Spitze der internationalen Himalaja-Expedition 1934 erneut auf, um den tibetischen Bergriesen ihre Geheimnisse zu entreißen.

Nordpol und Südpol sind ihres geheimnisvollen Schleiers beraubt“, erzählt der mutige Forscher, „Ozeanflüsse sind zu praktischen Verkehrsstraßen geworden, aber ein Problem bleibt wissenschaftlich, sportlich und filmisch gleich bedeutungsvoll: der Kampf um den Himalaja, um die Gipfel der Welt. Bisher kennen wir 13 Berge über 8000 Meter und etwa 200 über 7000 Meter. Von den Siebentaufendern sind nach und nach in zähem Ringen 18 bestiegen worden, 9 davon durch die von mir geleiteten Expeditionen in den Jahren 1930 und 1934. Von den Achttausendern, diesen wahren Thronen der Götter, ist noch keiner bezwungen. Jedes Jahr gehen Expeditionen hinaus, willensharte, in schweren Kämpfen mit den Naturgewalten erprobte Sportleute — aber immer noch ist der Berg Sieger geblieben.“

Nach dem Glauben der Himalajavölker wohnen auf diesen höchsten Gipfeln Dämonen, die jeden töten, der sich ihnen zu nahen wagt. Die Mount-Everest-Expeditionen haben z. B. Menschenleben gekostet, am Kangchen-Dzönga blieben elf und das furchtbare Unglück im vorigen Jahr, das am Nanga Parbat die Merkl-Expedition traf, ist noch in aller Gedächtnis. Zehn der tapfersten und härtesten Männer sind ihr zum Opfer gefallen. Wenn man eine Zeitlang am Himalaja gelebt hat, wird einem manches verständlich, was uns im ersten Augenblick unglaublich erscheint.



Am Abend im Lager wird die Ausbeute des Tages registriert Professor Dyrenfurth im Kreise seiner Mitarbeiter.

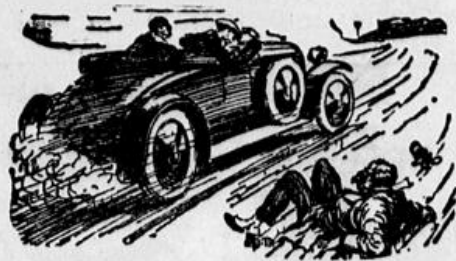


Im Kampf mit den Eiskriegen der Achttausender Der kleinste Fehltritt bedeutet sicheren Tod

Sene, die am Ausgang des Duells gezeigelt hatten, wurden bald der letzten Hoffnung beraubt. Ein furchtbares Schneegestöber verschüttete das Lager fast vollkommen, die Nahrungszufuhr wurde unterbunden; unter den Kulis brach ein Aufruhr aus. Das hinderte aber den Europäer nicht, den Gipfel des Berges in Angriff zu nehmen. Er verlor zwei Begleiter, die von den Naturgewalten in die Tiefe gerissen wurden, und der Mann der Wissenschaft sah sich plötzlich dem Dämon des Berges allein. Aug' in Auge gegenüber.

Möchte es nur eine Halluzination, was er später darüber berichtete. Eine furchtbare Fackel bildete sich aus Schneewolken, Nebel und Wind, streckte eine gräßliche Hand aus. Das hinderte aber den Europäer nicht, näherte sich — in diesem entsetzlichen Augenblick verdoppelte der Forscher seine Kräfte und drang zum Gipfel vor. Ein Zusammenprall erfolgte, die ungeheuerliche Erscheinung löste sich auf. Dann verlor der Forscher das Bewußtsein, ließ, stürzte, fiel in die Tiefe. Und fand sich erst wieder in dem mystisch dunklen tibetischen Kloster, wo ihm sein Sieg in dem heroischen Duell verkündet wurde.“

Photos Normaton.



Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

(7. Fortsetzung)

„Auf keinen Fall, Sir. Aber die Zeit drängt.“
Der Führer trocknete den Schweiß von der Stirn und bat mit brüchiger Stimme:
„Geben Sie mir eine Chance.“

„Wie meinen Sie das?“
„Sie sehen wie ein Gentleman aus und ich nehme an, daß Sie es wirklich sind, aus was immer für Gründen Sie verfolgt werden mögen. Daher mein Vorschlag, der gentlemanlike ist: Hören Sie mit mir und dem Sieger möge das Recht bleiben, über sich zu bestimmen.“

Frederik Johnston lächelte laut auf.
„Sie sind ein verdammter Narr, wenn Sie glauben, mich durch Schmeichelei auf Glatteis locken zu können. Hier handelt sich's darum, die Prähme zu zerstören, damit die Bobbys nicht herüber können. Ich bin in erster Linie Flüchtling und in zweiter erst Gentleman. Los also!“

Er hob drohend die Hand. Der Führer ließ sie seinen Augen, daß auf Nachsicht nicht zu rechnen sei. Er blickte sich mit einem Seufzer um und gab einen Befehl. Die Nigger begaben sich grinsend in die Prähme, holten aus den Zimmermannsverkäufen Äxte hervor und machten sich an die Arbeit. Bei jedem Schlag stimmten die Bobbys am anderen Ufer ein Mutegeul an. Als der Boden der beiden Schiffe klaffte, ließ sie Johnston in den Fluß hinausstößen. Sie trieben ein Duzend Schritte weit und saßen dann weg, als bestünden sie aus Erz.
Und nun ritt Frederik Johnston von dannen.
Aber es waren keine Segenswünsche, die ihm folgten.

9.

Es gibt ein Ding auf Erden, das unangenehmer ist als alles andere: das ist der Sand.

Der Sand ist es, der Afrika Norden und Süden das Gepräge verleiht. Der altersschwache Kontinent verrottet langsam, die Quellen versiegen, die Flüsse schwinden. Und im Gefolge dieses Austrocknungsprozesses breitet sich der Sand aus mit aller erdrückenden Armut: im Norden die Sahara, im Süden die Kalahari. Letztere gibt der ersten an Furchtbarkeit nichts nach, obzwar sie auf den Beschauer einen anderen Eindruck macht. Man kann auch in ihr tagelang wandern, ohne auf ein Wasserloch zu stoßen, und die zahlreichen kümmerlichen Mopane-Waldungen grünen nur in der Regenzeit, wenn sich die Sandwüste auf kurze Wochen in einen schmutzgrauen, überfließenden Sumpf verwandelt und die Herden streifender Wiederkäuer, von Norden kommend, das Land überflutet.

Gleich westlich des Schiffsgründels, der den Jambesi begleitet, beginnt die eigentliche, flachere Kalahari mit ihren ausgetrockneten Flußläufen und den schredlichen grauenhaften Einsamkeit; mit den Dünen wandernden Sandes, ausgetrockneten Pans oder Wasserlöchern und streifenden Buschmännern, die die Fähigkeit zu besitzen scheinen, von nichts leben zu können. Aber hier gibt es auch keine Militärposten, keine Polizeistationen; weder treckende Buren noch jagende Engländer. Zu gewissen Zeiten ist das Land gänzlich unpassierbar für den, der nicht über genügende Mittel verfügt, einen Wassertransport auf Tragtieren mit sich zu führen. Und solche Leute gibt es nur wenige. Auch fehlt das Interesse daran, birgt doch die Kalahari nichts, was unternehmende Abenteurer verlocken könnte, ihren Gefahren zu trotzen. Sie gewährt flüchtigen Verbrechern und den nach Angola streifenden Wildbienen Schutz; doch auch diese müssen sich sehr gehet fühlen, ehe sie von diesem Schutz, einem Danaergeschenk der Natur, Gebrauch machen.

Durch die Kalahari ritt Frederik Johnston. Er ritt schnur gerade nach Westen, sah wie nur je ein Sproß der angelsächsischen Rasse dem Ziele zustrebend, das er sich gesteckt. Seine Khatuniform war mit einer Schicht feinen Sandes bedeckt, der auf der blanken Haut des Gesichtes und der Hände eine schweißverklebte Kruste bildete; denn in der Kalahari wäscht man sich nicht. Zum Waschen braucht man Wasser und nichts ist in der Wüste kostbarer als gerade dieses. Und Sand verstopfte Frederik Johnstons Atmungsorgane, verkrustete seine Schleimhäute. Sand lag auf seiner Zunge, zwischen den Zähnen, in den Ohren, Augenwinkeln und der Nase. Sand füllte die Fingerringe, das Schloß seines Karabiners; er bedeckte das Pferd und die Ausrüstung bis in die geringfügigsten Einzelheiten. Er füllte das Land. Sand sah das Auge ringsum, Sand und wieder Sand! Es gehörte eine gute Portion von Leichtsinns und Unerfahrenheit dazu, sich in diese Hölle zu wagen, die tagsüber in der Sonne glühte und über deren endlose Flächen des Nachts martzerregende Kälte strich. Und er hatte nicht einmal soviel Wasser mit, als hinreichte, ihm über einen einzigen Tagesritt hinwegzuhelfen!

Frederik Johnstons Sinne unterlagen den Einwirkungen der Hitze. Er sah nichts anderes mehr als flimmernde, gelbbraune und rötlichgelbe Schleier, die bis zum Horizont reichten und aus denen die Mopanebüsche wie Geister die dünnen Arme emporreckten. Er hörte nichts anderes als ein dumpfes Säusen und Brausen, das manchmal zur Unerträglichkeit anschwellte und ihm das Trommelfell zu sprengen drohte. Er verließ sich auf den Instinkt seines Pferdes, dieses braven Tieres, das tapfer durchhielt und unbeirrbar seines Weges ging. Nach Westen zu, nach Westen zu!

Die Stunden frohen. Die Zeit verrann im Fieberwahnrauscher der Sonnenhitze. Hoch in den Lüften zogen zwei Götter ihre Kreise, dunkle Fleder im strahlenden Blau des ewiggleichen Himmels.

Frederik Johnston durstete nicht mehr. Er hatte dieses Gefühl bereits überwunden. Sein Körper war ausgetrocknet wie der Stamm eines Mopane und die Zunge glich einem rauen Schwamm.

Und dann fand er die Spur.

Eben hatte er den Ramm einer Düne erklimmt und überlegte, wie lange es wohl möglich sei, bei langsam dorrtem Körper das Leben zu fristen. Er fand es interessant, festzustellen, wie länger aushalten würde: er oder das Pferd. Und sein Auge suchte den Boden. Und er äugelte das Tier.

Quer durch den Sand zogen sich tiefe, gleichmäßige Rinnen!

Er hatte Erscheinungen solcher Art schon oft gesehen. Es waren die Räderspuren eines schweren Ochsenwagens und zwischen den Geleisen gingen die Tapfen des Gelpans kreuz und quer durcheinander. Ein Wagen war vorübergefahren. Und es konnte noch nicht lange her sein, daß dies geschehen war. Der bewegliche Sand verändert dauernd seinen Standpunkt und hätte die Spuren sicher ausgelöscht, wenn sie älter als nur eben einige Stunden gewesen wären. All dies ersahte Frederik Johnston mit einem Blick.



Es gab also Menschen, die gleich ihm die Kalahari zu durchqueren suchten! Sicher Menschen, die die Wasserlöcher kannten, sonst hätten sie es nicht gewagt, mit dem Ochsen gepanzt zu werden; denn Ochsen sind durstige Tiere und brauchen viel Wasser. Diese Erkenntnis erfüllte ihn mit neuem Mut. Er war nicht mehr verlassen. Es gab hier Menschen, deren Spuren er nur zu folgen brauchte, um auf sie zu stoßen. Und Frederik Johnston spornete sein Pferd.

Eine halbe Stunde später sah er vom Gipfel eines fahlen Sandkeins die aus dem Gelpan vor sich. Da unten froh es wie ein Wurm durch die Ebene. Ein langer, mit Leinen überdachter, schwerer Wagen, der nichts von dem verriet, was er in sich barg. Vorne acht paar kräftige Ochsen, im bequemen Trott dahinschweifend. Und daneben, ja, er konnte sich nicht täuschen, ein Reiter. Ein Reiter mit dem Tropenhelm auf dem Kopf und dem Gewehr auf dem Rücken.

In der Zeit von zwei Minuten hatte Frederik Johnston das Gefährt eingeholt.

Der Reiter, den flüchtigen Fußschlag vernehmend, war etwas zurückgeblieben und erwartete den Verfolger. Ein hagerer, junger Mensch von angelsächsischem Typ. Wasserhelle, ausdruckslose Augen, ein breiter Mund, gute Zähne. Ein Gewehr fißt da. Dürre Beine in Wildelgamahosen und Nagelschuhen. Ein ausgezeichneter Pferd von jener Sorte, wie sie die Kalahari braucht.

Dieser junge Mann rief beim Anblick Frederik Johnstons verwundert die Augen auf.

„Hallo!“ rief er, „ein Bobby in der Caroo? Kaum zu glauben, so etwas!“

Johnston war nicht in der Stimmung, viele Umstände zu machen.

„Wasser, Sir?“

„Haben wir. Aber es ist rar in der Wüste, wie Sie wohl wissen dürften. Wollen sehen.“

Er beeilte sich, dem Wagen nachzukommen und musterte Johnston aus den Augenwinkeln.

„Führt Sie ein besonderer Zweck in die Kalahari?“ fragte er.

„Versuche Sie nicht“, fragte Johnston, dem das Sprechen ungemein schwer fiel.

„Ich meine, ob Sie etwas suchen oder ob das Kommando in Katima seit neuester Zeit auch Streifen in diese Gegend unternimmt? Ich wußte nämlich bisher nichts davon.“

„Später. Erst Wasser.“

Nun waren sie beim Wagen angelangt. Vorne am Sitz mochte sich ein gelbbäutiger Hottentott breit, der die Rißperle über die acht paar Ochsen hinweg mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit schwang. Er warf dem Fremden einen verwundernden Blick zu.

„Wie steht's mit dem Wasser, Sir?“ fragte der hagerer Reiter mit gedämpfter Stimme.

„Für wen, Maister?“

„Für diesen Gentleman und sein Pferd.“
„Im entlockte grinsend sein fleisches, schadhafes Gebiß.“
„Warum nicht? Wir kommen heute noch zu einem Pan und können etwas ablassen.“

Nun machte der Geleitreiter seine Feldflasche los und reichte sie Johnston, der in langen Zügen trank. Aufatmend gab er sie zurück.

„Danke, Sir. Um Sie zu beruhigen: mich führt kein bestimmter Zweck in die Wüste.“

„Freut mich zu hören. Urlaub?“

„Ja — so etwas“, ärgerte Johnston.

„Ich heiße Armistead, John Armistead“, erklärte der andere und läutete den Helm.

„Entzückt, Sie kennen zu lernen. Frederik Johnston mein Name.“

„Wohin wollen Sie?“

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 66)

Johnston zauderte einen Augenblick, gab aber dann der Wahrheit die Ehre.

„Nach Katima!“

„Nach Katima?“ Armistead runzelte die strohblonden Brauen. „Ein weiter Weg, Sir. An der portugiesischen Grenze. Und so ganz ohne Wasser und alles?“

„Wie Sie sehen.“

„Alle Hochachtung vor Ihrem Mut. Das Schöne daran ist: auch wir gehen nach Katima!“

„Wunderbar. Sie haben wohl nichts dagegen, wenn ich mich anschließe?“

„Nein. Es ist immer von Vorteil, im Schutz der bewaffneten Macht zu reisen.“

„Danke Ihnen. Und wie steht es mit meinem Pferd?“

„Kann ich es trinken?“

„Sofort, Maister“, sagte ihm, der Hottentott, der aufmerksam zugehört hatte. „Sehen Sie dort das Rindchen? Ja? Nun es gewährt zwar wenig Schatten, trotzdem aber wollen wir erst dort halten. Besser wenig Schatten als gar keiner. Ihr Pferd hält es wohl noch aus, wenn ich nicht irre.“

Sie traten langsam weiter. Das Rindchen rückte allmählich näher. Johnston betrachtete neugierig den Wagen und hätte gerne gewußt, was er enthielt; denn er ersah ihm zu umfangreich, um nur die Bedürfnisse der beiden Männer zu bergen.

„Darf ich erfahren, was Sie in Katima wollen?“ knüpfte Armistead an.

Frederik Johnston hielt es für klüger, von seinen Absichten nichts zu verraten. Er genoß als Bobby gewiß ein größeres Ansehen und fand mehr Entgegenkommen, als es der Fall sein würde, wenn er die Wahrheit sagen wollte.

„Auftrag des Polizeikommandos“, wies er aus. „Sind Sie von Katima?“

„Ja“, antwortete Armistead zurückhaltend. „Ich habe dort eine Anstellung.“

„Schöne Gegend?“

„Wie man's nimmt. Ein bißchen einsam, wenn ich nicht irre.“

„Auch so viel Sand wie hier?“

„Nein. Es liegt schon außerhalb des Bereichs der Trockenzone. Steppe und Wald.“

„Im, klingt nicht schlecht.“

„Wollen Sie längere Zeit dort bleiben?“

„Ja.“

„Station gründen?“

„Das gerade nicht. Ich habe auch Geschäfte privater Natur zu regeln, die mich einige Zeit festhalten dürften.“

Der Wagen hielt an. Sie hatten das Rindchen erreicht. Die Ochsen mußten mit ihren Schnäuzen in den Sansevierien herum und im Klettere von seinem Sitz herab. In diesem Augenblick tönte aus dem Inneren des Wagens eine Stimme hervor, bei deren Klang es Johnston wie ein elektrischer Schlag durchzuckte. Eine warme Stimme, der man Schlaftrunkenheit anmerkte.

„Warum hältst du an, Jim?“ sagte es. „Was ist eigentlich los — ich höre einen fremden Menschen.“

Der Leinenbehälter wurde gelüftet und ein schwarz-lackiger Frauenkopf schob sich hervor. Ein paar dunkle Augen saugten Frederik Johnston an. Dann flackte lichter Rot über gebräunte Wangen. Und gleich darauf schwang sich eine elastische Gestalt heraus. Es war die Dame, die Johnston den Polypen entführt hatte. Sie stand da und sah ihn an.

„Sie!“ rief sie aus. „Wie kommen Sie hierher, Mr. Johnston? Und in dieser Uniform?“

Johnston wurde verlegen und suchte nach Worten.

„Zufall, Lady“, sagte er. „Und die Uniform ist natürlich auch nicht mehr als ein Zufall.“

„Das kann ich mir denken“, sagte sie. „Aber ich finde es hübsch, daß Sie sich herausbilden und an Ihrem Voratz, nach Katima zu gehen, festgehalten haben. Ich gehe nämlich den gleichen Weg.“

„Ihr kennt einander?“ fragte Armistead, der dem Zwiegespräch mit Verwunderung gelauscht hatte. „Woher das? Und was soll die Geschichte mit der Uniform bedeuten?“

Das Mädchen wandte sich ihm zu und machte eine hochmütige Geste.

„Unsere Angelegenheit, Armistead. Ich werde Ihnen nichts mitteilen, wenn es Mr. Johnston vorzieht, über gewisse Dinge zu schweigen.“

In Armisteads farblosen Augen lag ein Ausdruck unbegreiflicher Überraschung und lauernden Mißtrauens.

„Dann brauche ich wohl kaum vorstellen, Miß Alice?“ fragte er.

„Nein“, verbot sie ihm hastig. „Ich wünsche nicht, daß Mr. Johnston meinen Namen erfährt.“

„Aber warum?“ begann dieser zu protestieren, wurde jedoch sogleich von ihr unterbrochen.

„Ich will es so. Mein Vorname ist Alice. Das muß Ihnen genügen.“

„Genügt mir auch“, erwiderte Johnston vergnügt.

„Wo haben Sie Ihr Auto gelassen?“

„Natürlich in Katima. Sie werden doch nicht glauben, daß es möglich ist, den Kraftwagen in der Kalahari zu benutzen!“

„Und warum nicht? Sie führen doch auch bis Katima damit.“

(Fortsetzung folgt)

Unpolitische Chronik

Neuß, 17. März 1935

5 Minuten vor Frühlingsschmuck.

Es braucht ja niemand zu lesen, wenn hier noch einmal — wie in jedem Jahre — von dem großen bevorstehenden Ereignis des Frühlingsschmuckes die Rede ist; aber, wenn man meterlang über den Winter schreibt, wird man sicher auch über den kommenden Frühling schreiben dürfen, wenn er auch wahrscheintlich — gemessen an den früheren Frühlingen — keinerlei abnorme Überraschungen bringen wird. Es wird schon wieder werden, wie es schon immer früher war: die Dichter werden dichten, auf den Frühling; die Sänger werden singen, zu Ehren des Frühling, die Blüten werden blühen zu seiner Ehre, weil das sich so gehört, kurz, es wird so schön sein, wie es immer schon war. Im Stadtpark und sonstwo, wo man spazieren zu gehen pflegt, wird es wieder „bewußt“ werden, die Bänke werden wieder da stehen, und jung und alt werden wieder in der Sonne oder im Mond sitzen, je nachdem, was sie vom Frühling erwarten. Nichtswürdige Kreaturen werden wieder Blüten abreißen im Park oder im Busch, die Polizei wird dann warnend ihre Stimme erheben, und zur Nacht werden die Kägen graulen und miauen, weil sie am Tage dazu zu bange sind.

Wir leben augenblicklich 5 Minuten vor Frühlingsschmuck: zwar sah es anfangs der Woche noch gar nicht danach aus: und indem wir gerade die beiläufig eingegangenen 17 Frühlingsschmucke sichten, erfüllt uns immer stärkere Zuversicht.

In Paris, muß es übrigens schon weiter sein mit dem Frühling, als in Neuß. Dort hat nämlich das Ministerium der schönen Künste, dem auch die Pflege und Behütung der öffentlichen Parks und Gärten anvertraut ist, eine Verfügung erlassen, daß man nun im neuen Lenz gegen die Unsitte des Sichstehens in den Anlagen einschreiten werde, da diese Sitten Ueberhand zu nehmen drohe: erlaubt sind in Paris nur kurze „Begrüßungs- oder Abschiedsstöße“. Längere Brennweiten werden bestraft, und die Polizei wird gegen solche Mißstände einschreiten, mit Polizeistrafen und mit Verweisungsbescheiden aus den Anlagen, wie weiland im Paradiese.

So reagiert also Paris auf den Frühling; in Neuß sind solche Maßnahmen nicht notwendig, wie wir wissen.

Gefast und gegen die meisten Ueberwachungen, die so ein Frühling bringen kann, gefast, greifen wir in den Kalender, und sehen, daß wir dem 21. März, dem kalendermäßigen Anfang des Frühling, schon sehr nahe sind: was man so schwarz auf weiß sieht, das hat immer besonderes Gewicht für uns, und bald werden auch die Schrebergärtner und alle die anderen, die ein paar Meter Land für den eigenen, privaten und persönlichen Frühling in Behandlung haben, so fleißig bei der Arbeit sein, daß wir anderen, die wir nichts Derartiges besitzen, ein bißchen neidisch werden. Aber mit diesem erlaubten Neid werden wir fertig werden, weil wir ja alle doch jenen großen Garten offen finden, der sich rings um die Stadt dehnt; und dort werden wir all den bekannten und unbekannten Mitstreitern dieser Welt begegnen, mit freudigen und mit amtlichen Gesichtern, unserem Milchmann und der Zeitungsfrau, unserem Postboten und unserem Chef, unserem Nichtsherrn und Hausbesitzer, unseren Ausgeleiteten und Freunden, und wir wissen dann etwas von ihnen, etwas Gutes: daß sie nämlich gerade eben oder doch vor einer Stunde zum Kind, zur Frau oder zu sich selbst haben, wie schön es doch wäre, nun, im Frühling spazieren gehen zu können.

Sach, ja — im Frühling:

Ser mit dem Begeister! Machen wir ein Gedicht:

Bürgerlicher Frühling...

Mein Fahrrad auf dem Söller oben,
Das manchen langen Mitt bestand,
Ich will es morgen wieder runterholen,
Weil es so lange einsam sich befand.

Ich werde ihm dann neue Luft einblasen,
Will pufen Stangen und Pedal;
Ich werde wieder in den Stadtwald rasen,
Vielleicht auch einmal zum Neandertal.

Ich will mit Montag meine Haare schneiden lassen,
Und einen Eisführer auf dem Hügel kaufen;
Ich will mich mit dem Fahrplan wiederum befassen
Und meine Schlittschuh-Argendiven verkaufen.

Der Frühling kommt! Man riecht es aller Orten.
Der Frühling naht! Die junge Liebe spricht!
Der junge Dichter ringt nach neuen Worten,
Obwohl so'n Frühling doch nichts Neues ist.

Bekannte Unbekannte.

Die nächsten Bekannten, die am häufigsten zu uns kommen, kennen wir meistens kaum oder nur so oberflächlich. Da ist z. B. die Zeitungsfrau, von der ich wahrhaftig nicht weiß, wie sie aussieht. Nicht wahr, Dir lieber Leser geht es zufällig auch so? Sie bringt Dir jeden Tag Dein Zeitblatt und du hast sie vielleicht noch nie gesehen. Sie schiebt die Zeitung unter die Haustür oder in den Briefkasten, und gleich ist sie wieder verschwunden.

Früher, wenn es Mittag läutete, standen Gevatter Handschuhmacher oder Gevatter Bäcker an der Tür und warteten auf die Zeitung. (Sowas soll es auch da und dort jetzt noch geben!) Und wenn dann die Botin oder der Bote kam, dann gab es

meistens eben schnell etwas zu plaudern. Aber heute? Um Gottes Willen, heute ist das fast überall in der Stadt ganz anders! Uns interessieren meistens Begleitumstände überhaupt nicht mehr; wenn wir mittags zu Hause sind, dann lesen wir die Zeitung, die unter der Tür oder im Kasten lag, dann haben wir den, der sie brachte, meistens garnicht gesehen. Gewiß ist das nicht wichtig, aber es ist auch nicht richtig. Nur wenn es draußen schneit oder kühlt oder regnet, oder wenn die Sonne brennt, dann sollten wir doch schon einmal an die Zeitungsfrau denken, an die pflichttreue Frau, die durch Regen und Kälte und Sturm und Sonnenbrand zu dir kommt, damit du (gewiß, du hast das bezahlt!), das Neue weißt; wenn Freund Pain geholt, bei dem der Klapperstorch geweilt ist, wann du wieder zum Finanzamt mußt, wo es brannte, was für „amtliche Bekanntmachungen“ auf dich abgeschossen worden sind, wo es die billigen Hosen und Mittel, die besten Konserven oder Gemüse gibt, kurz, all die kleinen und großen Kleinigkeiten, aus denen das Leben besteht, all die Dinge, die sich ereignen in der weiten und schönen in der großen oft so häßlichen Welt, jenseits der Berge und jenseits der Meere.

Auch der Briefträger gehört meistens zu denen, die wir kaum kennen, obwohl sie täglich um unser Leben und Tun wissen. Er bringt uns Freude und Trauer in das Haus, Nachrichten, langersehnte und erwünschte, von den Eltern, vom Bruder, vom Gläubiger, Liebesbriefe oft, die die jungen Leute mit in das Zimmer nehmen und sie dort aufzumachen mögen. Trauerbriefe bringt er, Briefe mit dem schwarzen Rand, Einladungen zu Festen, bunte Ansichtskarten, auf denen Berge und Meere, Dogenpaläste und andere Dinge abgebildet stehen, die uns neidisch machen. Kennst Du den Mann, der dir vielleicht dein Schicksal in das Haus bringt? Dein Glück oder dein Unglück? Briefträger können so wissend lächeln; denn sie oft mehr, als dir lieb ist. Aber die meisten Leute kennen ihn nicht, der Freude und Trauer in das Haus bringt, alles aus der großen, schwarzen, dienstgewohnten Tasche.

Sach, ja... wir kennen so viele nicht, denen wir so vieles „danken“: die Rechnungen, die Steuerzettel, die Licht- und Gaszettel, die Milch, die Brötchen, die reinen Hemden, die Milch für die Kinder....

Früher war das wirklich anders; ganz sicher! Wir standen Sonntags an der Tür und warteten auf den Milchmann und auf sein unbedrucktes Pferd „Leonidas“, dem wir ein großes Stüd Futter unter das Zaumzeug steckten, und das uns dann zum Dank zwei Straßen weit mitnahm.

Könnten wir doch noch einmal richtig sentimental sein, nicht wahr?

Die Vorzüge der Unbekannten.

Arbeitslosigkeit ist ein Weltproblem, wie wir wissen, und die Methoden, mit denen man ihr zu Leibe rückt, sind überall verschieden. Dänemark hat augenblicklich einen Versuch besonderer Art gemacht; dort spielt die Hausgehilfen-Frage seit je schon eine besondere Rolle, da die Nachfrage größer ist, als das Angebot. Infolgedessen ist man z. B. in Kopenhagen dazu übergegangen, nun auch männliche Hausgehilfen anzustellen, ein Versuch, der sich — so melden die Kopenhagener Blätter — bewährt haben soll. Das BZ. bringt ein Interview aus dem „Politiken“, in dem es heißt:

„Wagt den großen Sprung!“ ruft Frau Esther Hasselbach aus Kopenhagen allen geplagten Hausfrauen der gemäßigten Zone zu. „Wilt die leidige Dienstenfrage durch Einstellung eines männlichen Hausgehilfen.“ Die dänische Dame verfügt wie jede gute Hausfrau über Erfahrungen, die sie in einem Interview mit der Kopenhagener „Politiken“ mitteilte. Der junge Mann, der in ihrem Haushalt Mädchen für alles spielt, war ursprünglich arbeitsloser Friseur. Heute kann er toben und ist bei der großen Wäsche unentbehrlich. Die Gnädige lobt aber auch seinen Sinn für gut gekochte Fische und geschmackvolle Blumenarrangements. „Probieren Sie es einmal, dann werden Sie aufs angenehmste überrascht sein“, schreibt Frau Hasselbach. Eine Hausfrau, die kürzlich wegen eines männlichen Hausgehilfen annoncierte, bekam nicht weniger als 62 Zuschriften. Küche und Diener, aber auch arbeitslose Kontoristen, Musiker, Bäcker, Gärtner und Seeleute waren darunter. Für einen der letzteren hat sich die Dame nicht entschieden. Der Friseur, der bei Frau Hasselbach arbeitet, hatte natürlich keine hauswirtschaftlichen Zeugnisse, aber er erbot sich, ein Probemittag vorzubereiten und wurde danach mit 60 Kronen monatlich engagiert. Als späterhin die Dame ein Kindermädchen brauchte, empfahl der Friseur seinen Bruder. Seit dreiviertel Jahren zieht dieser mit dem Kindermädchen durch die Straßen, umbeirrt durch die Zurufe der Schuljugend, denn er hat die Genugtuung, daß das Kleine, das er mit hingebender Sorgfalt und Verständnis pflegt, als erstes Wort seinen Namen aussprechen konnte.

„Die männlichen Hausgehilfen sind meiner Ansicht nach bei weitem vorzuziehen“, schließt die Dame ihren Bericht ab. „Männer sind nicht gewöhnt, einen freien Tag in der Woche zu haben. Sie strahlen also vor Begeisterung, wenn sie als Hausgehilfen zum erstenmal richtig Ausgang haben. Außerdem gibt es viele Arbeiten im Hausstand, die Frauenkräfte übersteigen.“

Wir sind sicher, daß es in Deutschland nicht zu solchen Maßnahmen und Gebräuchen kommen wird; hat doch die

deutsche Hausgehilfin sogar internationalen Ruf der Unentbehrlichkeit. Aber diesem Urteil, das Hausfrauen aufsteht, wollen wir nicht vorgreifen.

Wenn Polizei und Sünderwaise auf dem Karneval sind.

Im „Berliner Tageblatt“ lasen wir folgende Notiz aus Amsterdam:

„In der niederländischen Gemeinde Nijmegen entstand auf einem Gutshof ein Feuer, das schnell um sich griff, und sämtliche Gebäude erfaßte. Der Besitzer, seine Familie und alles Gefinde befanden sich auf einem Maskenball, Passanten versuchten vergeblich, in die verschlossenen Stallungen einzudringen und das Vieh zu retten. Kühe, Kälber, Schweine und Pferde kamen in den Flammen um. Der Versuch, die Feuerwehr zu alarmieren, scheiterte daran, daß sich sämtliche Mitglieder der Feuerwehr in recht „vorgezügelter“ Stimmung auf karnevalistischen Veranstaltungen befanden. Auch die Polizei konnte nicht kommen, da alle Beamten zur Ueberwachung des Karnevals entsandt worden waren. Das ganze Anwesen brannte bis auf die Grundmauern nieder.“

Die böse Feuerwehr!

Müßigen Unbekannten von Louise Longenwolke.

Aus dem Necker Polizeibereich:
Gefunden wurde ein Gebiß; der
Verlierer kann es sich auf dem Fundbüro
wieder abholen.

Das hat in der Zeitung gestanden; ich habe es gelesen, und der Chronist hat selbst die Mitteilung der Necker Polizei in der Hand gehabt, ehe er sie dem Papierkorb anvertraute; zuerst hat er mit der Ueberlegung gezögert; soll ich das in die Zeitung setzen, oder, soll ich es nicht tun. Schließlich hat er es gelassen.

Zu gleicher Zeit muß wohl in der Redaktion einer anderen auch in Neuß verbreiteten Zeitung ähnliches überlegt worden sein; aber mit dem umgekehrten Ergebnis, so daß ich am anderen Morgen in der anderen Zeitung las:

„Gefunden wurde ein Gebiß; der Verlierer
kann es sich auf dem Fundbüro wieder
abholen.“

Und da, in dem gleichen Augenblick, da ich solches las, tat es mir leid, daß es nicht auch in unserer Zeitung abgedruckt stand mit dem Gebiß; denn ich merkte sofort, wie schnell die Gedanken um dieses verlorene Gebiß zu freieren began nen.

Ein Gebiß kann man verlieren, wie man auch einen Regenschirm verlieren kann; man braucht also keine langen Geschichten um ein verlorenes Gebiß zu machen. Aber man kann anschließend doch den Schmerz zu erzählen sich nicht verkneifen, der wie folgt lautet:

Pitter: „Kommer noch, eh mer noch Fuß kommt, e Däcke im Porjchbräu drenke!“

Köbes: „Datt heesch jarnett Porjchbräu, datt heesch Pjchorr-Bräu!“

Pitter: „Datt kann ech net uhtspreeke, dann fällt mech ett Debes uht!“

Der, der da in Neuß sein Gebiß verloren hat, hat sicher wider besseres Wissen doch Pjchorrbräu getrunken, so daß ihm das Gebiß entflochte; oder sein Gebiß hat ihn geärgert, so daß er es von sich warf, oder er wollte sich einmal seinen Gistzahn beisehen, oder er wollte es sich bequem machen, wenn er sich auf den Zahn fühlte. Vielleicht auch hat er zu träftig gehustet, oder er hat einen heftigen Schläger getan, so daß belagtes gefundenes Gebiß nicht mehr genügend Halt hatte am Gaumen.

Und da ist es herausgefallen aus dem Mund; ein ehrlicher Finder ist gekommen, der es gefunden hat, und da er kein Gebiß brauchte, oder da es ihm nicht paßte, hat er es der Polizei abgegeben, woher sich der Verlierer wahrscheinlich sein Gebiß wieder abgeholt hat; der ehrliche Finder hat Anspruch auf 10 Prozent Gebiß. Wenn er Glück hat, bekommt er einen nagelneuen Badenzahn vom gefundenen Gebiß abgebrochen, oder die Krankenkasse läßt — falls der Verlierer Krankenpatient war — dem ehrlichen Finder zum Dank auf ihre Kosten einen Zahn ziehen. Denn ehrliche Finder, die ein gefundenes Gebiß abgeben, die der Versuchung siegreich widerstehen, das Gebiß zu behalten und auf das Panneltbrett zu stellen, solche Finder haben öffentlichen Dank verdient.

Ich weiß nicht wer Verlierer und wer Finder war; das trübt unsere Freude nicht darüber, daß das Gebiß nun wieder da ist, wo es hingehört.

Diaz

Wenige sind auserwählt : : :

Im deutschen Vaterlande ist der Versuch der Kellnerin weniger häufig als im fernen Japan, und es ist begreiflich, daß wir keine Prüfungsverfahren kennen, wie man sie im Reiche der Aufgehenden Sonne diesem Verufe widmet. Ueberaus aufschlußreich war der Verlauf eines Examins, das kürzlich in Tokio stattfand. Da saßen in Reih und Glied 300 Mädchen im Alter von 15 und 16 Jahren und wurden seit dem frühen Morgen in der Religion in den Geisteswissenschaften und im Sportlichen geprüft. Diese 300 waren aus 7000 ausgewählt, die sich um die freien Posten beworben hatten. Und aus den in die engere Wahl gelangten kamen nur die 70 besten Prüflinge ernstlich in Frage. Diese Glücklichen werden dann eine Stellung erhalten, die ihnen ein tägliches Einkommen von 70 Yen sichert. Das sind bei dem augenblicklich recht niedrigen Kursstande der japanischen Währung nicht mehr als 35 Pfennig.

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

(I. Fortsetzung)

Von Karl Ey

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Herr Vereires macht sich unbeliebt

Lange dauerte dieser Familienanstoß für mich übergangs nicht, und zwar aus zwei Gründen. Einmal konnte es das Efel Vereires niemals unterlassen, mein Erscheinen an der Tafel mit den Worten zu begrüßen: „Nun, haben Sie tüchtig geschäftelt Kollen?“ — Was meinen Appetit keineswegs anregte. Dann aber waren schon nach zwei Tagen aus meinen Händen grobe und zerfahrene Greifinstrumente geworden, deren Schmutz den härtesten Bürsten trogte. Diese häßlichen Hände zogen leider Fräulein Hermanns Augen auf sich. Hätte in diesen Bliden Spott oder Hohn gelegen, hätte ich wahrscheinlich gedacht: „Nun gerade!“ Aber es lag Mitleid in ihnen, und das verjagte mir die gemeinliche Tafel noch mehr als der imvertinente Spott des Portugiesen.

Mitleid? Mitleid mit mir, der mit „sieben Quetschen“ und einem Allround-Drucker nach Südwest fuhr, um ein deutsches Blatt zu gründen? Mit mir, der ich 1200 Mark, mit Pipp's Geld sogar 1900 in meinem Koffer hatte? Mit mir, der ich vier Stunden vor dem offenen Kesselfeuer stehen konnte und dem die Arbeit sogar noch Spaß machte?

Pipp, der in meiner Schicht die Kohlen aus dem Bunker rollen und die Hefenflüßer hinaufwinden mußte, hatte freilich nichts weniger als Spaß an seiner Tätigkeit. Immerhin packte er dennoch feste zu, so daß der zweite Maschinist uns oft ein Lob und, was weit wichtiger war, ein paar Flaschen Bier spendierte.

Die Queen macht Seitenprünge

Der Golf von Bistana meinte es gut mit der Queen. Grau in grau stand der Himmel über uns, aber die gefürchteten Bistana-Wellen schienen Zeitabend zu haben. Drei volle Tage wehte kaum ein Hauch, aber die durchdringende, feuchte Salzluft machte doch einen Strich durch meine Spaziergänge auf Deck, die ich, ohne mich in Gala zu werfen und um die Passagiere zu kümmern, zu abstrahieren pflegte. Ich teilte jetzt mein Essen mit Pipp in der Mannschaftsmesse und war eigentlich ganz froh darüber, daß mich die Freiheit des Portugiesischen und das Mitleid der blonden Sennin aus dem Speisesaal verdrängt hatten. Meinen müden Knochen hatte das ewige Umziehen wenig gefallen. Außerdem wäre auch der Appetit, den ich nach vierstündigem Kohlenkippen entwickelte, an der Gästetafel schwer zu stillen gewesen.

In diesen Tagen ließ mich wieder einmal Kapitän Delanc in seine Kajüte rufen. Er schenkte mir einen großen Kognat ein und schien irgend etwas Unangenehmes auf dem Herzen zu haben. Zunächst kurrte er etwas von Vereires und dessen teurer Fracht, murmelte etwas von „Entgegenkommen“ und „Geldverdienen“ und meinte schließlich, indem er mir das Glas von neuem füllte: „Na, Sie erfahren es ja noch früh genug. Läßt sich eben nicht ändern.“

Ich erfuhr es wirklich früh genug. Die Queen machte nämlich schon in der nächsten Nacht einen Seitenprung von wahrhaft königlichem Format. Sie fuhr links um die Erde und schwamm selig auf einem tiefblauen Meer, umfunktelt von der Sonne und von Mäven umkreist, genau wie man es auf den Plakaten sieht, die für Mittelmeer-reisen Propaganda machen.

Delanc hatte auf Jureben Vereires, der auf schnellstem Wege nach Lorenzo Marques wollte, den Kurs geändert. Er gondelte durch die Straße von Gibraltar ins Mittelmeer, um später durch den Suezkanal und das Rote Meer schneller nach dem Ziel des Portugiesischen zu gelangen. Wer eine Ahnung hat, wie hoch die Suezkanalgebühren sind, wird sich auch vorstellen können, wie hoch Vereires seine Fracht einschätzte. Ob von Hoeren mit der Kursänderung einverstanden war, weiß ich nicht, denn der alte Bur lag schon seit einigen Tagen krank in seiner Kabine, und Fräulein Niemann hatte man wohl ebenso wenig vorher befragt wie mich.

An sich konnte Kapitän Delanc sich den Seitenprung leisten, denn das Schiff war ein Trampdampfer, also an keine bestimmte Route gebunden, und außerdem war es Delancs Eigentum.

Wir aber kam eine gerechte Rüt hoch, denn wenn uns auch die Queen via Rotes Meer nach Walschibai bringen konnte, so bedeutete diese Route um ganz Afrika herum doch eine Verzögerung von Wochen. Nicht, daß ich es besonders eilig hatte, ich hätte vielleicht die Verlängerung der Reise sogar gern in Kauf genommen — wenn ich nicht acht Stunden an jedem einzelnen Tag vor dem Kessel zuzubringen gehabt hätte.

„Sie sind wohl ein Droschkenkutscher“, fragte ich deshalb wütend, als ich kühn in die Höhle Delancs eingedrungen war. „Sie hätten Autochauffeur in Berlin werden müssen, wenn Sie nicht wissen, daß der gerade Weg zwischen zwei Punkten der kürzeste ist.“

Kapitän Delanc lächelte etwas schuldbehaftet. „Gewiß, gewiß, Sie haben ganz recht, Herr Ey. Aber mein Schiff ist ja keine Luxusjacht, sondern nur ein kleiner Trampdampfer. Vereires kommt für alle Kosten und noch für erheblich mehr auf. Würden mir meine Kinder und Enkel nicht noch im Grabe Vorwürfe machen, wenn ich mir und ihnen diesen Verdienst durch die Lappen gehen ließe?“

Gleichzeitig ergriff der Kapitän die versöhnende Flasche und meinte begütigend, er werde uns auch nach den Transport der sieben Quetschen bis Diawi bezahlen, er müsse sowieso einen Baggon für Fracht nach den Kupferminen nehmen. Und inserieren wollte er auch! Ganz bestimmt! Wenn es erst soweit wäre, und zwar gegen bare Ründe.

Abends schickte mir Delanc sogar noch zwei Flaschen Mostelwein in meine Kabine, die ich mit Pipp in wachsender Zuerlichkeit leerte. Pipp war, wenn er trank, kein Mann von vielen Worten, daher erklärte er auch, als er

von der neuen Fahrtroute und der damit verbundenen mehrwöchigen Arbeit im Heizraum hörte, nur kurz und summarisch:

„Nach der Heimat zieht's mich wieder...“

II.

Die Erbschaft im Roten Meer

In Port Said war mit den Vertretern der Hafenbehörden ein französischer Arzt an Bord der Queen gekommen, um den der alte Herr van Hoeren gebeten hatte. Dem Buren ging es ziemlich schlecht, aber auch der Doktor wußte nichts Rechtes zu sagen. Er verordnete, was in solchem Fall alle Doktoren zu verordnen pflegen, nämlich Ruhe und Pflege, und liquidierte zwei Pfund für seinen Besuch.

Die Krankheit des Buren sollte für mich bedeutungsvoll werden. Van Hoeren hatte immer gern mit mir geplaudert, wenn er mich in meiner Freizeit auf Deck oder auch in der Messe sah. Er freute sich anscheinend darüber, daß sein Hund mich vor allen Mitreisenden bevorzugte. Einmal war der Bur sogar während unserer Schicht in den Heizraum hinuntergelaufen, um sich die Maschinen anzusehen, eine Schaufel Kohlen auf das nimmerjätige Feuer zu werfen und uns eine Flasche Genever dazulassen.

Herr van Hoeren nannte mir auch die Adresse eines seiner Freunde in Sanjibar, den ich unbedingt besuchen sollte, wenn die Queen dort Kohlen einnahm. Als ich meinte, er würde doch auch an Land gehen und mich dann vielleicht begleiten können, sagte er mit sonderbarem Lächeln:

„Ich steige schon früher aus, mein junger Freund. Aber mein Hund wird vielleicht mit Ihnen gehen.“

In Deutschland pflegen die Schulen bei 24 Grad im Schatten zu schließen. Im Roten Meer würde man sich bei dieser Temperatur wahrscheinlich nach einem heißen Grog sehnen. 50 Grad im Schatten — wenn es Schatten gäbe, das ist ungefähr das Hölleklima jenes Meeres, in welchem erfahrungsgemäß die meisten Tobsuchtsanfälle unter dem Heißpersonal zu verzeichnen sind. Tagsüber ist der Mensch nur Maschine, die Augen brennen wie die beste Antikragitohle, man arbeitet mechanisch, ist ständig mühsam und trinkt immer wieder — um schwitzen zu können. Es geht einem so wie bei einem schweren Anfall von Seerkrankheit: Erst fürchtet man sterben zu müssen und dann, am Leben zu bleiben.

Ein bißchen Erholung bringt die Nacht. Man schläft auf Deck, direkt auf den harten Planken, denn jede Unter-

lage würde die Hitzequale nur vermehren. Man schleppt sich in den Maschinenraum und spürt die heißen Kessel kaum noch, man schleppt sich wieder an Deck, man ist wenig, aber trinkt, trinkt eimerweise.

Mitten in dieser Hölle, durch die die Queen zu schleichen schien, obwohl sie ganz gute Fahrt machte, trat der Tod, Van Hoeren hatte recht behalten, als er von seinem „Aussteigen“ sprach. Er ließ mich noch in seiner letzten Nacht rufen. „Der Hund“, leuchtete er, „wollen Sie für ihn sorgen?“ Als ich nickte, deutete er auf den Tisch neben seinem Bett, auf dem vier goldene Sovereigns lagen.

Der Talisman

„Nehmen Sie das Geld für die Pflege“, fuhr er fort, „ich habe nicht viel Bargeld bei mir und ein Schied würde Ihnen nach meinem Tod nicht viel nützen. Vergessen Sie nicht zu Nullah Hamid zu gehen, wie ich Ihnen sagte. Er wird für Sie wertvoll sein. Geben Sie diesen Brief hier uneröffnet dem Nullah. Bestimmt? Hand darauf, junger Mann. Und dann nehmen Sie hier diese Kapsel. Wer weiß, in welche Bedrängnis Sie einmal geraten. Öffnen Sie die Kapsel aber nur, wenn Sie keinen anderen Ausweg mehr wissen. Sie enthält ein Mittel, das Ihnen dann vielleicht helfen wird.“

Der Alte blickte mich dabei fest und warnend an, und ich glaubte zu wissen, was er meinte. Die kleine Kapsel von der Länge eines Streichholzes und der Dicke eines kleinen Fingers, deren Inhalt von einer festen Leberumhüllung und einer Bleiplombe verborgen war, enthielt vielleicht irgendein schmerzloses Gift.

Am nächsten Morgen starb der alte Bure. Zwei Stunden später glitt sein hagerer Körper über die Reling in das stille dampfende Wasser. Kapitän Delanc las einen Bibelspruch und der Meh-Steward blies einen letzten Trompetengruß. Es waren dieselben Takte, die sonst die wenigen Passagiere zu Tisch riefen — der Steward kannte keine anderen —, aber jetzt schwebten sie getragen und heimwehgeschwängert durch die stimmende Luft und verwehten...

Die ganze Zeremonie dauerte nur fünf kurze Minuten, fünf ewige lange, erschütternde Minuten. Niemand vergaß eine Träne, nur Funke, der junge Schätzerhund, heulte und wollte dem schmalen Sarg ins Meer nachstürzen, aber ich nahm ihn am Halsband und zog ihn in meine Kabine. Abends war er schon getötet.

(Fortsetzung folgt)

BLICK IN DIE WELT

Der Wein im Weißen Hause

Zum ersten Male seit Aufhebung der Prohibition wird auf dem Tisch des Weißen Hauses in Washington — dem Haupte der amerikanischen Präsidentschaft und der Repräsentation — wieder Wein erdienen, wie Mrs. Franklin D. Roosevelt ankündigte. Bis dahin wurde nur Bier angeboten. Auch jetzt soll es keinen Luxus geben, nur zwei Arten einfacher Tischweine werden geführt, und vorsichtig bemerkt die Gattin des Präsidenten, daß natürlich jeder ebenso gut bei seinem Mineralwasser bleiben kann — Weinzwang wird nicht herrschen. Gläser, die seit dem Kriege nicht benutzt wurden, werden poliert, um bei dem festlichen Diner am 18. Dezember würdig ihren Inhalt aufnehmen zu können. Aber es fehlt auch nicht an Stimmen, die wenig wohlwollend auf diese Vorbereitungen aufmerksam machen. Mrs. Da B. Smith aus Cleveland, Präsidentin der weiblichen Temperenzler, mißbilligt es mit harten Worten, daß nicht einmal am Tische des höchsten Hauses in den USA. der Idealismus einen Platz fände...

Das Land ohne Eheheibung

Die neue brasilianische Verfassung verbietet fernerhand die Eheheibung und setzt die kirchliche Trauung der Landesamtlichen vollständig gleich. Die Familie ist, so begründet die Regierung die Verordnung, so wichtig, daß der Staat unmöglich seine Hand dazu bieten kann, sie einfach aufzulösen. Daraufhin wurden 296 beantragte Scheidungen abgewiesen, 42 Scheidungen, die kurz vor dem Schluktertermin standen, wurden abgebrochen... aber auch 265 Verlobungen gingen auseinander, da die Partner nun, den Mut verloren und sich die Sache noch einmal gründlich überlegen wollten. Was ja sicher niemals Schaden kann.

Die Hunnen verwandten Tiger als Jagdhunde

Die unruhigen Hunnen im Steppen- und Wüstenland zwischen der Südmongolei und Nordchina an der großen Ausbuchtung des gelben Meeres waren Krieger, mit denen schon die chinesischen Kaiser vergeblich fertig zu werden versuchten. Da Waffengewalt wenig nützte, sandten die Kaiser dem wilden Reitervolk Seide und schöne Prinzessinnen. Zugleich waren die Hunnen aber auch ein Volk von hoher Kultur, wovon Kunde aus den allerletzten Jahren zeugen. Wichtige Bronzefundwerke, Sattelschmucke usw. wurden bereits in der Zeit v. Chr. von den Hunnen hergestellt. Die Plakitten sind zum Teil von einer schlagenden Naturalistik, andere sind geometrisch stilisiert, und alle stehen auf einer Höhe, die es mit der größten paläolithischen Kunst aufnehmen kann. Merkwürdigerweise stellen sämtliche Kunstwerke Tiere dar: Wölfe, Argaliskiere, Tiger, Bären und Raubvögel, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß diese Bildwerke eine Art Jagdzauberei darstellten. Vielleicht waren die Hunnen, wie heute noch die Bagmāen, der Ansicht, daß jedes Wild von demjenigen gefangen werden könnte,

der imstande war, es abzufinden. Bei genauer Untersuchung der Bronzarbeiten ist man zu der Erkenntnis gekommen, daß die Hunnen und die Kirgisen nicht nur mit Hunden, sondern auch mit abgerichteten Tigern und Bären jagten.

Kurort im Polargebiet

Rußland beabsichtigt allen Ernstes, auf der arktischen Insel Nowaja Semlja einen Kurort zu errichten. Frau Schischkine, Dozentin für Kurortfragen, ist kürzlich von einem längeren Aufenthalt auf Nowaja Semlja nach Moskau zurückgekehrt. Sie hält die Anlage eines Kurorts im Polargebiet wegen des außerordentlich gesunden Klimas für sehr aussichtsreich.

Kampf dem Kaffus

Mexiko hat unter dem Motto „Kampf dem Kaffus“ einen Felszug gegen die Kaffeepflanze eröffnet. Einige sehr anspruchsvolle und ausdauernde Kaffeearten dringen von Jahr zu Jahr weiter in das Kulturland vor und machen weite Strecken für die Landwirtschaft unbrauchbar. Die besten Soldaten in dem Kampf gegen die Kaffeeen werden tierische Parasiten sein, von denen ganze Armeen in Laboratorien gezüchtet werden.

Der Kienberggriffall

John Zentner wiegt der Berggriffall, der dieser Tage aus dem Gestein des Ural gebrochen wurde. Es ist der größte und schönste Stein, der jemals auf Erden gefunden wurde. Sein Wert ist unschätzbar, da der Stein ja ein Unikum darstellt. Es wird überlegt, ob man nicht daraus ein Denkmal schneiden lassen soll. Augenblicklich ist er, mühsam auf ein Lastauto verladen, auf dem Wege nach Moskau. Der Ural ist reich an edlem Gestein. Man findet hier Topase in den Gruben von Murzinsk, Berylle bei Tscheljabinsk, Smaragde, Opale, Malachit, Turmaline, Jaspis, verschieden gefärbte Amethyste, Diamanten, die zuerst vom Grafen Folier in seiner Goldwäscherei gefunden wurden, und 1836 entdeckte man sogar Bernstein in gewissen erdigen Schichten dieses Grenzgebirges zwischen Europa und Asien.

Japan braucht Seidenraupen

Japan, das Land der Seidenraupen, führt diese kleinen Seidenlieferanten neuerdings aus der Schweiz und Italien bei sich ein — eine recht originelle Tatsache, wenn man bedenkt, daß wir in Europa vor Jahrhunderten einmal alle Ekt aufbieten mußten, um die Seidenraupe aus Japan zu entführen und bei uns zu verbreiten. Aber die japanische Seidenraupe scheint in den letzten Jahrzehnten zu entarten, sie liefert einen zu dünnen und zu brüchigen Faden, man will zur Zuchtverbesserung — oder kann man von Blutaufrichtungen bei Raupen sprechen? — die bedeutend robustere europäische Seidenraupe verwenden.

* MODE UND HEIM *

Der gefährliche Alltag

Eine Mahnung an die Hausfrauen.

Die Charakterisierung des Sonntags als Feiertag, als Ruhepause und festlicher Gegensatz zum Wochentag, bedeutet eine Möglichkeit der Erhebung auf geistlich-ethischen und menschlichen Gebiet, sowohl in äußerer, als auch in innerer Beziehung. Die Ruhe des Feiertags bietet die notwendige Muße zur Beschäftigung mit nicht alltäglichen Gedanken; der Sonntag wurde von altersher als der Tag fröhlicher Geselligkeit angesehen.

Diese scharfe Abgrenzung, schon äußerlich verdeutlicht durch die „Sonntagskleider“ im Gegensatz zur „Arbeitskleidung“ birgt aber eine außerordentliche Gefahr in sich. Es liegt nahe, daß das Alltagsleben der Familie, deren Mitglieder in verschiedenen Berufen tätig sind, in seiner äußeren Form sich recht wenig schön gestaltet. Das moderne Arbeitstempo verleiht unerbittlich immer mehr das Gefühl für ästhetische äußere Lebensführung, die Freude am Schönen bleibt den Menschen fast nur noch für die wenigen Mußestunden des Feiertags. Wie bedrohlich diese Tatsache bei der stets wachsenden Arbeitsüberlastung der Menschen für das ganze Gesellschaftsleben des Volkes ist, ist wohl einleuchtend. Es beginnt eine steigende „Grobzuchtigkeit“ im Familienleben um sich zu greifen, beginnend bei der täglichen Haushaltsführung und in logischer Folge auf die Umgangsformen übergehend. Die mit Wirtschaftsgedanken überlastete Hausfrau überläßt den unregelmäßig gedeckten Tisch, die Neugierigkeit, mit der die Speisen aufgetragen werden, sie überläßt auch bald, daß die Kinder unpünktlich zu Tisch kommen, und daß Hände und Kleider der Kleinen sowie der Hausfrau des Gartens, den er „ausnahmungsweise“ zum Essen anbeißt, schmutzig und fleckig sind. Ein sauberes Tisch- und Blumen auf dem Tisch sind die Vorrechte des Sonntags; es ist ja auch viel bequemer, wenn die täglichen Haushaltsbräute sich möglichst rasch abwickeln, und wenn man die zeitraubende Sorgfalt für den Feiertag bewahrt. Die Folgen dieser kleinen Nachlässigkeiten, die zum Teil tatsächlich weniger begründet durch Zeitmangel, als durch Bequemlichkeit sind, wirken sich tiefgehend und in größerem Maße aus, als man wohl allgemein annimmt. Wieviel Familien gibt es, in denen

die Karole ausgegeben wird: „Alltags stört unangenehmer Besuch immer.“

Sie nun eröffnet sich der Frau, der heutzutage schon eine fast unübersehbare Kette von Aufgaben gestellt wird, ein wahrhaft danteskes Feld. Eine moderne Hausfrau muß ein kluger und feinsinniger Feldherr sein, um auf diesem Gebiet für ihre Familie im wahren Sinne des Wortes zu „sorgen“. Sie wird bei frühzeitig beginnender Morgenarbeit schon die ganzen Dispositionen für den kommenden Tag treffen können, die Hausarbeit kann genau festgelegt sein und ihr genügend Freizeit lassen für eigenen Pflege und zur ästhetischen Ausgestaltung ihres Heims. Aus der Grafschaft der Haushaltsführung, die unerbittlich durchgeführt werden mußte, ergibt sich zwangsläufig die torrente Umgangsform, der stets schon gedachte, laubere Tisch verbietet von selbst die ungewohnten Hände der Kleinen und die Hausfrau des Gartens, ein paar Blumen auf dem Tisch lassen keine trübselige Stimmung aufkommen, und die gepflegte, wohlgeordnete Hausfrau wird vor ihrem noch so überladenen Besuch erschrecken und den Gast durch Eindruck, er habe pantischen Schrecken erregt, verärgern. Unangenehmer Besuch stört nur in einem Hause, wo die Einwohner keine Selbstdisziplin und kein wahres Schönheitsgefühl haben, denn diese beiden Faktoren sind nicht nur für den Feiertag bestimmt, sondern sollen aus dem ganzen täglichen Leben eines Menschen erwachsen.

Wie sage ich es meiner Braut?

Eine heitere Unterfuchung

In Tüftler, der viel Zeit und Lust zum Durchstöbern von Büchern zur Verfügung gehabt haben muß, hat eine Liste aufgestellt, auf welche Art Liebeserklärungen in Romanen und Novellen gemacht und aufgenommen werden.

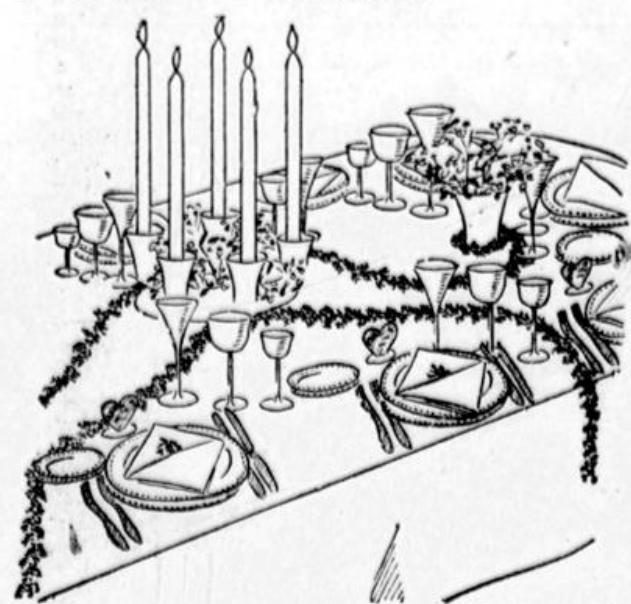
In 100 Fällen von erhörten Liebeschwüren fand er, daß 81 Männer behaupten, ohne „Sie“ nicht mehr leben zu können; 72 halten die Hand der Dame fest; 67 küssen sie auf die Lippen; zwei küssen die Hand; einer küßt sie auf den Scheitel und ein anderer — wahrscheinlich irrtümlich — auf die Nasenpitze! 14 können vor Nüchtern kaum sprechen und dieselbe Zahl hat Gewissensbisse; 9 sagen „Gott sei Dank!“ und 7 sind „unaussprechlich glücklich“.

Von selten der Damen wissen 87 im voraus, daß die Liebeserklärung kommen wird; 81 sinken in die Arme des Mannes und zwei auf einen Sessel; 72 haben Augen, die ihre Gegenliebe verraten; eine niest, aber da sie erst 16 Jahre zählt, so hat das nicht viel auf sich.

Nur drei sagen, „er“ möchte mit den Eltern sprechen, 12 verbergen ihr Gesicht und elf schlingen ihre Arme um den Hals des Geliebten. Eine Dame von 45 Sommern wehrt sich gegen den Verlobungsstich, und eine andere — eine Witwe — sagt einfach: „Natürlich, aber bestimmt dich vernünftig!“

Praktisches Heim

Ein Brautpaar — eine Festtafel!



Eine Hochzeitstafel soll dem festlichen Charakter des Tages Rechnung tragen, sie darf, ohne überlagert zu wirken, in Weiß und Grün, in herrlichem Myrtenschmuck, strahlen. Weiße oder zartrosa Blüten — beispielsweise rosa Rosen und Margelichen — werden als Tischschmuck bevorzugt werden. Weiße Blüten allein wirken oft etwas tot. Eine sehr zarte Ranke von gelegter Myrtenszweigen darf sich über den ganzen Tisch ziehen und endet links und rechts bei den Vasen. Schöne, große, weißstrahlende Kerzen spenden festliches Licht. Wo edle Leuchter in ausreichender Menge nicht vorhanden sind, lassen sich mit glasierten Töpfchen, einer schönen Schale, weißen Sand und Blüten sehr wirkungsvolle Lichtquellen schaffen. Der Platz des Brautpaares wird besonders umkränzt, und Tischkarten von phantasievoller Form deuten den besonderen Charakter des Festes an.

Ein wenig entthront scheint der Pyjama schon als Nachgerand. Im Vordergrund stehen heute die wunderschönen und sehr weiblichen, fließenden Nachkleider aus leichter, geblümter Seide, mit farblich abgetönten Seidenschleifen gebunden und mit einer Passe aus feinstem Hohlstaumarbeit. Als Morgenkleid hat sich der lange, in einem Stück geschnittene Hausanzug mit weitem Beinkleid, breitem Gürtel, kurzen Ärmelchen und hübschen Knöpfen durchgesetzt. Aus hellem, gestreiftem Flanell gearbeitet, erfüllt er doppelten Zweck, er wärmt und hindert doch nicht bei der Hausarbeit. Sehr reizend ist ein kleiner Kammumhang aus buntem Chintz mit einem kleinen Stehkragen aus dick eingewollter Schur und gleichartiger Verzierung ringsum. Die Zeiten, da die Frau sich nur für den Ausgang oder für Gäste im eigenen Heim „schön machte“, sind zum Glück vorbei. Bei der Arbeit im Hause und selbst von Mitternacht bis morgens ist die Frau stets tadellos, stets schön...

Launen der Mode

Zwischen Mitternacht und Morgen



Fünzig Worte Mode

Was bringt der Frühling?

Das Wertmal der Frühjahrsmode kann in wenigen Worten zusammengefaßt werden: betonte Schlichtheit und Klarheit der Grundformen, also des Schnittes der Kleider und Kostüme, dazu als Ergänzung reichere Besätze und mehr Zierrat!

Kleider und Jackenkleider arbeiten wir mit vielen Cape-Effekten, die Jacken und modernen Kostüme sind kurz und weit, ohne Gürtel. Als sportliche Stoffe sind Koppeln und Jersey bevorzugt. Wollestrickmaterial behauptet sich für das Tages- und Arbeitskleid.

Die Blusen stehen im Vordergrund. Vor allem die Schöckchenbluse. Als Besätze findet man originellerweise vielfach dunklere Töne auf hellen Blusen Streifen, Karos und Muster sind beliebter als einfarbiges Material. Ein Reiz: Ergand-Garnituren für Blusen, Kleider, Westen. Westen werden viel getragen. An Farben wird nicht gespart. Man findet viel Schattierungen am gleichen Anzug: hell bis dunkel in der gleichen Farbe. Gelb und blau, weinrot und flaschengrün sollen bevorzugt werden.

Für Besätze und Aufschläge wird Wollestrick als Neuheit empfohlen. Südländische und bäuerliche Muster dienen als Vorlage. Viel Spigen, Durchbrucharbeit, Stiderei, Monogramme, Bänder, Einzug und kleine Blüten — eine lustige, frohe und beschwingte Frühjahrsmode, die allen Frauen gefallen muß.

Was wir Frauen wissen müssen

Förderung der Mütterchulung

Reichsinnenminister Dr. Brüel hat die Landesregierungen ersucht, weitgehend die Mütterchulung des Reichsmütterdienstes im deutschen Frauenwert zu fördern. Der Minister sagt, daß das deutsche Frauenwert die Aufgabe übernommen habe, die deutschen Frauen zu tüchtigen Müttern und Hausfrauen heranzubilden. Zur Erreichung dieses Zieles veranlaßt das Frauenwert Lehrgänge für Frauen und Mädchen über Gesundheitspflege, Erziehungsfragen und Haushaltsführung. Minister Brüel ersucht alle staatlichen und kommunalen Verwaltungsstellen im ganzen Reichsgebiet, insbesondere die Medizinalbehörden, diese Mütterchulungsarbeit in jeder Beziehung zu fördern. Werden Räume zur Verfügung gestellt, um Lehrgänge darin abzuhalten, dann bitte der Minister, den Verantwortlichen der Kurze bei der Berechnung der Kosten für Licht und Heizung weitestgehend entgegenzukommen. Aber die mit der Mütterchulung gemachten Erfahrungen haben die Landesregierungen dem Minister Dr. Brüel bis zum 1. April 1933 zu berichten.

Die ersten Frauen im türkischen Parlament.

In der Türkei fanden die Wahlen zur fünften Großen Nationalversammlung statt, bei denen rund 400 Abgeordnete — darunter 17 Frauen — gewählt wurden. 16 Abgeordnete sind unabhängig, während die übrigen,

einschließlich der Frauen, der Regierungspartei, der einzigen türkischen Partei, angehören. Diese Wahl ist die erste in der Geschichte der Türkei, die unter Beteiligung der Frauen vor sich gegangen ist.

31 000 Schulentlassene gehen dieses Jahr aufs Land.

Das Landjahr 1933 wird am 16. April beginnen. Die Gesamtzahl der Jugendlichen, die in diesem Jahr erfaßt werden, beträgt 31 000. An ihr sind die einzelnen Provinzen wie folgt beteiligt: Rheinprovinz 3250, Brandenburg 6375, Westfalen 4275, Ober- und Niederschlesien 5950, Sachsen 3225, Hessen-Nassau 2250, Stadt Stettin 225, Stadt Hannover 225, Stadt Hamburg 225.

Unsere Kinder.

Vor Gott ruht du niederknien, weil er so groß ist, vor dem Kinde, weil es so klein ist. Peter Hefegger.

Die Natur will, daß die Kinder Kinder sein sollen, ehe sie Männer werden. Rousseau.

Erlebe man nur im Mädchen den Menschen, der ja ohne Abbruch in ihm ruht. Als Weib wird dieser vollkommen ausgebildete Mensch sich schon von selbst und ohne weiteres Zutun der Kunst finden. Fichte.

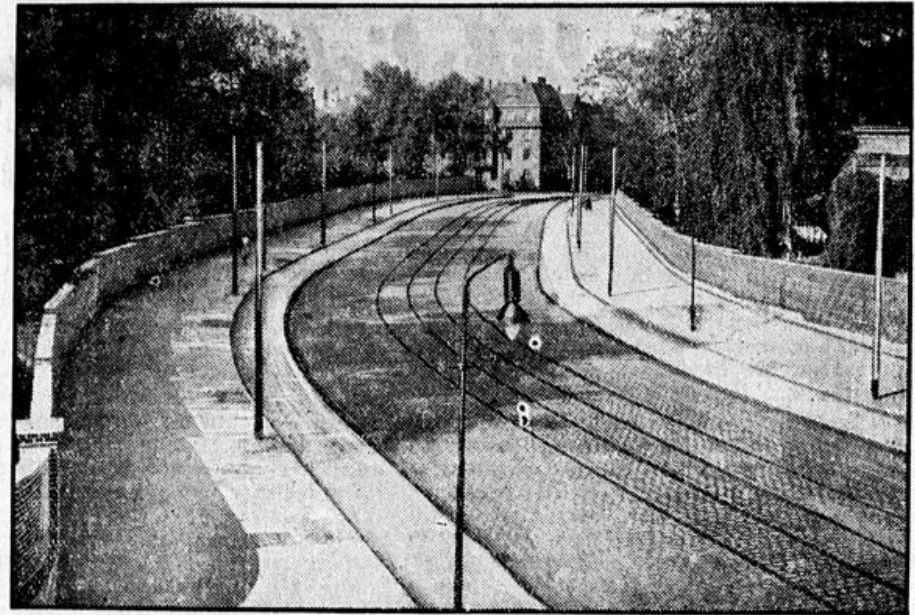
Eltern finden in jedem Kinderherzen irgend eine Heilskraft für die Welt. Jean Paul.

Bilder aus aller Welt

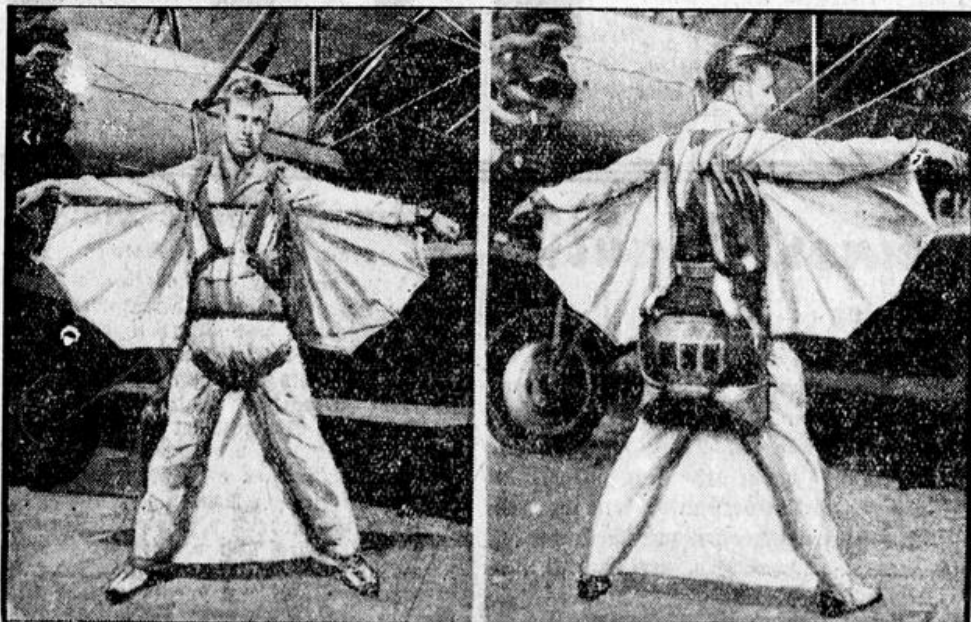
(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



Erste Ausfahrt der schnellsten Dampflokomotive der Welt.
Die neue 2 C 2-Schnellzuglokomotive mit fünfschigem Tender, die erste Stromlinien-Dampflokomotive der Deutschen Reichsbahn, zum ersten Male unter Dampf. Sie trat von Berlin-Tegel aus ihre Probefahrt an.



300 Kilometer Radfahrweg in Magdeburg.
Bild in die Kruppstraße in Magdeburg mit Radfahrwegen auf beiden Seiten. Die Stadt hat ein Netz von Radfahrwegen fertiggestellt, das mit einer Gesamtlänge von 300 Kilometern ein Paradies für Radfahrer bedeutet.



Der erste Menschenflug durch Muskelkraft.
Der amerikanische Fallschirmspringer Clem Sohn sprang mit dem von ihm erfundenen Schwingen-Flugapparat über Daytona Beach (Kalifornien) in 4000 Meter Höhe aus dem Flugzeug, ist aus eigener Muskelkraft auf- und abgestiegen und hat dabei einige Loopings vollführt. Später: erst öffnete er den Fallschirm und ließ sich zur Erde gleiten. Die vielversprechenden Versuche sollen fortgesetzt werden. Hier sieht man den Flieger mit seiner fledermausartigen Schwingenflugausrüstung kurz vor dem Aufstieg.

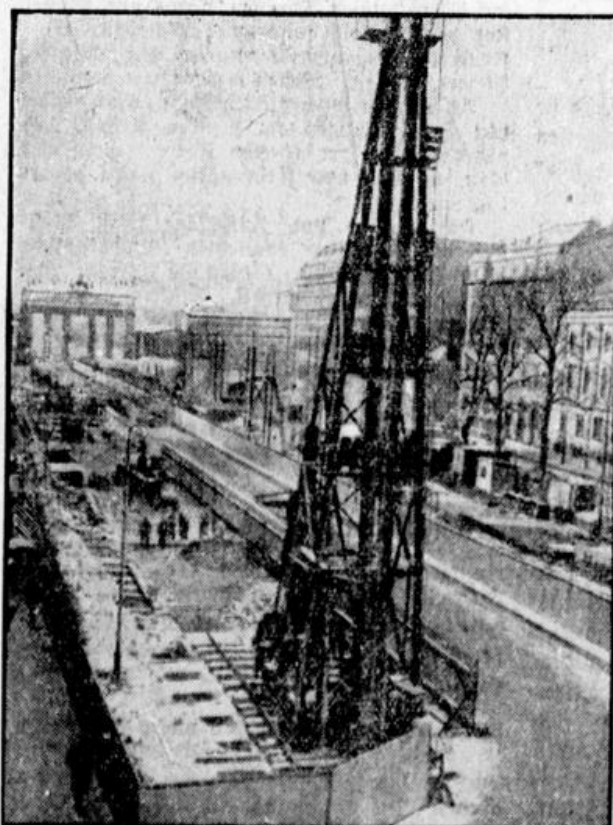
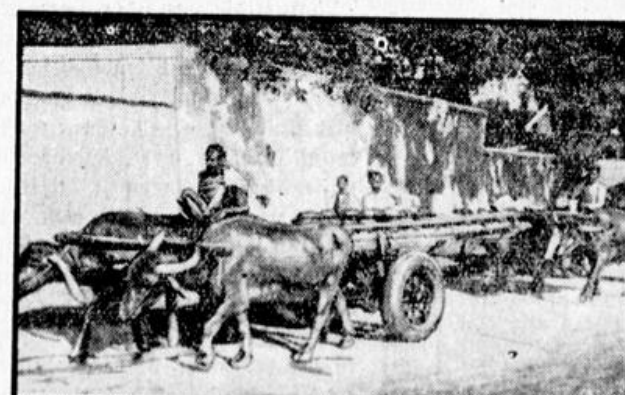


Bild links:

Unter den Linden, ganz verändert.

Am Pariser Platz ist die Straße Unter den Linden in einen gewaltigen Bauplatz verwandelt. Hier wird fieberhaft an dem Bau der neuen Berliner Nord-Süd-Bahnlinie gearbeitet.

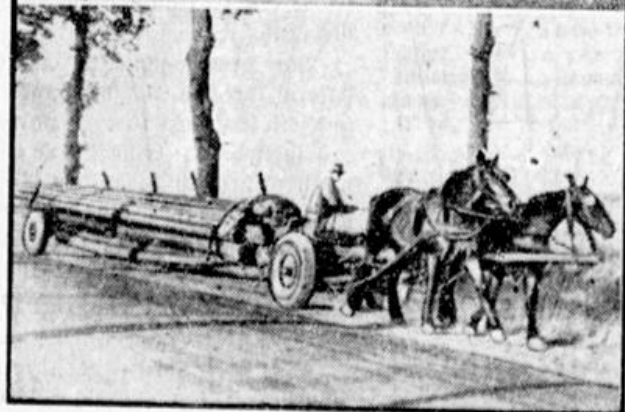


Befreiungsappell des Ruffhändlerbundes an der Saar.

Bundesführer Oberst a. D. Reinhard nimmt in Saarbrücken den Vorbeimarsch der Frontsoldaten ab. An dem Befreiungsappell, der vom Reichskriegerbund Ruffhändler durchgeführt wurde, nahmen 50.000 Frontsoldaten teil.

Bild links:
Gummireifen nicht nur für Autos!

Nicht allein in der deutschen Land- und Forstwirtschaft hat man sich die kraftsparenden Eigenschaften der Luftbereifung und des Kugellagers zunutze gemacht, überdies muß man feststellen, daß auch Indien diese Vorteile zu schätzen weiß. Unter Bild zeigt eine interessante Gegenüberstellung. Oben: Gummibereifte Ochsenkarren in Indien. Unten: Langholztransport auf Gummireifen in Deutschland.

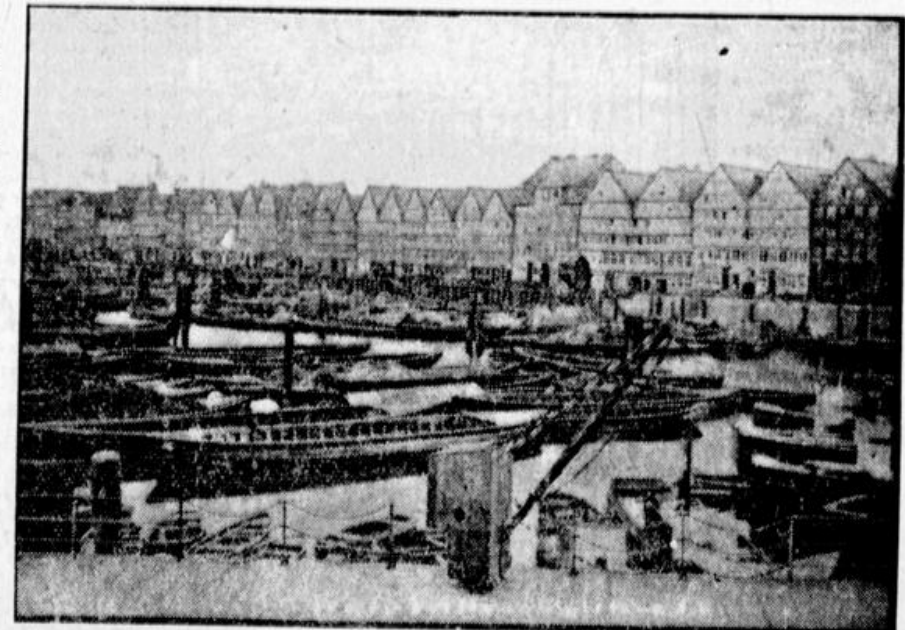
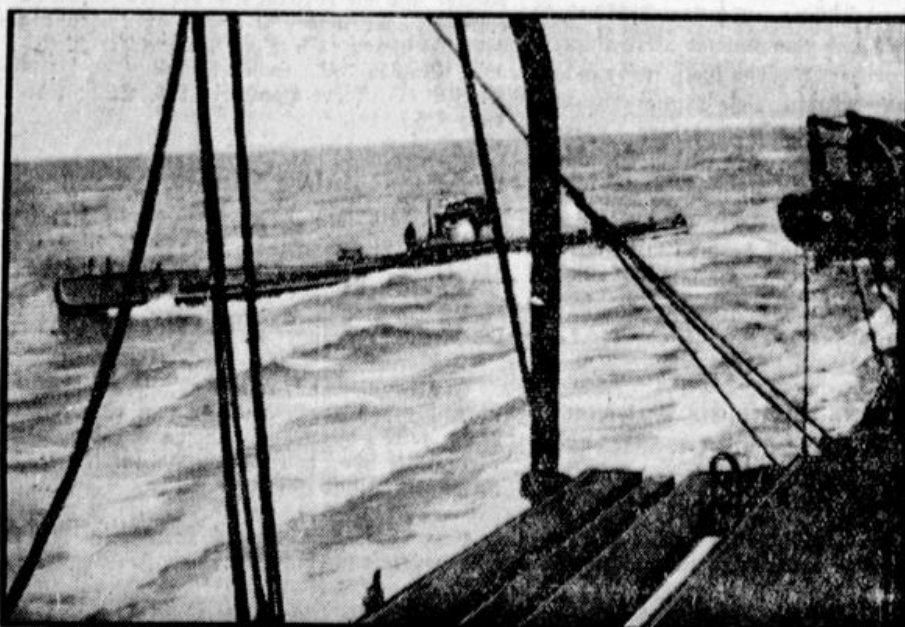


Vor 20 Jahren...

Die letzte Aufnahme von „Il 29“. Am 18. März 1915 erfuhr Deutschland den letzten Funkpruch des Kapitänleutnants Otto v. Weddigen. Etwa 5 Tage vor dem Untergang von „Il 29“ machte der Kapitän des letzten von Weddigen geführten englischen Frachtdampfers, John Gill, diese Aufnahme.

Bild rechts: 50 Jahre Hamburger Freihafen-Lagerhaus-Gesellschaft.

Eine Aufnahme aus dem Hamburger Hafen vor der Gründung der Hamburger Freihafen-Lagerhaus-Gesellschaft, die in diesen Tagen auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblickt.



Spielplatz der Jugend

Wie behandelt man Bücher?

Zehn Gebote für Bücherfreunde



Ein Buch soll ein Freund sein — sogar ein Schulbuch. Und ein Freund kann verlangen, daß man ein wenig Rücksicht auf ihn nimmt und ihn schonend behandelt. Besonders, wenn er so wenig sich zur Wehr setzen kann wie ein Buch. Wollt ihr also euer Buch gut halten und lange Freude an ihm haben, dann merkt euch ein paar Regeln dafür:

1. Legt das Buch niemals aufgeschlagen mit dem Rücken nach oben fort. Der geleimte Rücken bricht, das Buch verliert seine Form und die Heftung lockert sich, so daß die Seiten herausfallen.

2. Eselsohren sind nicht gerade schön. Wenn ihr schnell das Buch fortlegen und doch die Stelle kenntlich machen wollt, an der ihr gerade seid, dann genügt es wirklich ein Stückchen Zeitungspapier oder einen Faden einzulegen. Am besten ist es natürlich, wenn jedes Buch sein eigenes Gezeihen in Gestalt eines einfachen Bändchens hat.

3. Ein Buch ist kein Aufbewahrungsort für Fotos oder Briefe. Durch solche Einlagen wird der Band auseinandergerückt und bricht.

4. Daß man beim Lesen keine Butterbrote essen soll, mühte sich eigentlich von selbst verstehen. Hat man aber gegen diese Regel gesündigt und blickt das arme Buch dafür durch entstellende Fettflecke, so entfernt man diese, wenn man etwas Magnesium auf den Fleck streut, ihn abreibt und dann mit einem heißen Bügelleisen den Fleck ausplättet, indem man die beschädigte Buchseite zwischen zwei Blätter Löschpapier legt.

5. Wünscht man Bemerkungen zu dem Gelesenen zu machen, so nehme man dazu ein Blatt Papier von der Größe der Buchseiten, schreibe die eigenen Bemerkungen darauf und lege das Blatt ins Buch. Die Bemerkungen — womöglich gar mit

der Füllfeder oder mit Kopierstift — ins Buch selbst zu schreiben, ist durchaus überflüssig.

6. Ist das Buch neu und so fest gebunden, daß die Seiten immer wieder zusammenklappen, so fahre man nicht ungeduldig mit der Hand über die offenen Seiten, denn das gibt häßliche Krünne. Es ist besser, das offene Buch fest rechts und links in die Hände zu nehmen und sanft auseinander zu ziehen, aber bitte nicht ruckweise!

7. Nimmt man ein Buch aus dem Regal, in dem es fest eingekleidet zwischen anderen steht, so darf man nicht oben am Rücken hineingreifen und dann es herausziehen versuchen. Das endet dann oft damit, daß der Rücken einreißt. Praktischer ist es, die rechts und links danebenstehenden beiden Bücher weiter nach hinten zu schieben und dann das Buch zu umfassen und herauszunehmen.

8. Bücher auf dem Tisch liegen zu lassen, wo die Sonne sie beschienen kann, führt dazu, daß die Deckel sich trüben ziehen und das Buch sein Ansehen verliert.

9. Ofen- und Heizungswärme schaden dem Buch. Das Papier wird brüchig, die Deckel werfen sich, es ist nie wieder in Ordnung zu bringen.

10. Wenn ihr Bücher tragt, dann legt abwechselnd, so wie ihr es auf dem Bilde sieht, Rücken und vorderen Schnitt aufeinander. Die Rückenseite des Buches ist immer ein wenig dicker und fester, die Schnittseite nachgiebiger und dünner. Durch die wechselnde Lage ergänzen sich die beiden Seiten.



Wie entsteht eine Landkarte?

Zu allen Zeiten gab es Angaben über Wege und Verläufe, die Landschaft zu deuten. Doch von der Technik der alten Ägypter bis zu unseren heutigen Methoden auf diesem Gebiet ist ein langer und recht umständlicher Weg. Der namentlich älteste bekannte Landkartengeograph war Anaximander von Milet und seine Erdkarte aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr. zeigt ein typisches Weltbild der damaligen Zeit: eine kreisrunde Erde, umflossen vom Ozean, Delphi als Mittelpunkt. Entfernungen und Höhenverhältnisse sind nach primitiven Schätzungen angegeben. Als Material für die Karten diente Stein oder Erz. Im 17. Jahrhundert versuchte man bereits, der Sphäroidalgestalt der Erde gerecht zu werden, aber die Vermessungsangaben sind ebenso ungenau wie willkürlich eingezeichnet. Eine gute Landkarte mußte nicht nur lauter, sondern auch schön gezeichnet sein. Ergab das tatsächliche Verhältnis von Berg und Tal keinen schönen Eindruck, so wurde oft genug die Wahrheit verbessert und eine künstlerische einwandfreie Karte in Kupfer gestochen.

Als die Wissenschaft sich immer mehr durchsetzte und alle anderen Rücksichten der Wahrheit weichen mußten, da änderte sich auch die Methode der Kartenszeichnung. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts fand ein vollständiger Umschwung statt.

Einerseits wurden nach dem Beispiel Frankreichs alle Länder in militärischen, administrativen und anderen Beziehungen planmäßig vermessen und aufgenommen, und andererseits wurden durch wissenschaftliche Forschungsreisen außereuropäische Gebiete aufgeschlossen. Ein großer Teil der Karten verdankt den Generalstab die genaue Durchführung. England hat sich besonders um die Vervollständigung der Seefarten verdient gemacht, und nur es durch anhaltende Vermessungen nach.

Eine große Aufgabe bedeutet die Erdvermessung noch heute. Denn wenn es auch unwahrscheinlich klingt, so sind doch nur 30 Prozent der Erdoberfläche vermessen. Allerdings bieten unsere heutigen technischen Mittel unvergleichliche Erleichterungen. Das Gebiet braucht nicht mühsam begangen und abgemessen werden — man macht das heute mit einem Flugzeug schneller, leichter und genauer. Die aus der Vogelperspektive gemachten Lichtbilder geben ein naturgetreues Bild der Landschaft, das, nachdem gewisse Verzerrungen wieder auf mechanischem Wege „entzerrt“ wurden, zu genauen „Luftplanbildern“ ausgearbeitet wird. So sind wichtige Aufnahmen aus fast unerschlossenen europäischen Gebieten gemacht worden, wozu besonders Wäldern der hohen Tatra, des Ural, einiger Schweizer Gebirgszüge und weite Strecken des sumpfigen Wolgatalen gehören. Viele Tausende von Aufnahmen, die in

den Archiven der Münchener Photogrammetrie lagern, bilden das Fundament wichtiger neuer Karten. Die Vervielfältigung der Lichtbilder geschieht durch Photolithographie oder auf neuen Wegen, die besser und billiger herzustellen sind.

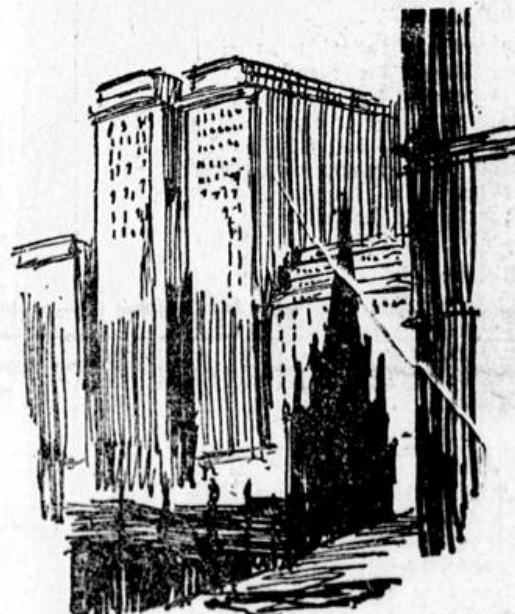
Hochhäuser und ihre Geschichte

46 Stockwerke wiegen 125 000 Tonnen

Am Tage seiner goldenen Hochzeit starb der erste Wolkenkratzer-Architekt New Yorks, F. P. Dinkelberg.

Amerika ist die Heimat der Hochhäuser, die man zuerst scherzhaft Wolkenkratzer nannte. Und trotzdem sie in New York ihre Entwicklung vollzogen, ist hier doch nicht ihre erste Entstehung zu suchen, sondern den ersten Wolkenkratzern baute man in Chicago. Es ist der Marquette-Tempel und er hat 19 Stockwerke. Das ist natürlich ein reines Baby gegen die riesigen „Buildings“ des heutigen New Yorks. Doch machte der Bau damals einen ungeheuren Eindruck. Der Architekt Venn in Chicago stellte im Jahre 1889 neue, festig belüftete Geleise für Hochhäuser auf, in denen er besonders in der Bauart der Umfassungsmauern von den üblichen Regeln abwich. Sein Stil, Skelettkonstruktion genannt, setzte sich aber durch.

Außer der Konzentration des Verkehrs nötigten die steigenden Grundstückspreise zum Bau des Hochhauses. Und besonders auf dem beschränkten Platz der Manhattan-Halbinsel, auf der New York steht, kletterten die Preise für den Boden schwindend schnell und schwindend hoch. Bereits vor 50 Jahren kostete ein Quadratmeter am Broadway 8000 Mark, ein kleines Grundstück in der guten Lage wurde mit 24 000 Mark für den Quadratmeter bezahlt. Der Bau des Hochhauses wurde zu einer besonderen Wissenschaft. Berechnungen der Mauer- und Auflasten, Tragfähigkeit der Fundamente, Schätzung der waagrecht und schräg wirkenden Kräfte wie Winddruck und Erdbeschläge. Vierzig Meter tief werden die Fundamente hinabgetrieben, bis auf den natürlichen Fels der Halbinsel. Kein anderer Grund ist imstande, die ungeheure Last solches Gebäudes zu tragen. Das 46 Stock hohe Woolworth-Building bedeutet allein ein Gewicht von 125 000 Tonnen. Nicht allein die Höhe der Gebäude wirkt so imponierend, denn es gibt höhere. Sondern der ganze gewaltige bebaute Komplex ist überwältigend für den unbekan-



tenen Beschauer. Eine besondere Klasse von Arbeitern hat sich für die spezielle Arbeit der Wolkenkratzer herausgebildet, die man „Sky-Workers“ nennt.

Schachaufgabe

Ernst Marwitz



Matt in drei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König c3, Läufer f7, g5, Springer d6, Turm e5, Bauer a4, b2, d5, f2. — Schwarz: König e5, Bauer b6, e7.

Verkauf mit Verlust

Ein eleganter Herr betritt ein Herrenkonfektionsgeschäft und kauft einen Überzieher. Er hat vielerlei auszuwählen und läßt Veränderungen vornehmen. Endlich entpricht der Überzieher seinen Ansprüchen. Er behält ihn gleich an und zahlt an der Kasse mit einem Scheck über 100 Mark. Der Mantel kostet 75 Mark. Der Ladeninhaber trägt den Scheck zu einem Nachbarn und läßt sich daraufhin den Restbetrag von 25 Mark geben, den er dem Käufer aushändigt.

Wie sich herausstellt, ist der Scheck ungedeckt. Der Mantel kostete den Ladenbesitzer 40 Mark. Wieviel hat er im ganzen verloren?

Kleine Rechnerlei

Die Summe dreier Zahlen ist 100. Die erste ist um 9 die zweite um 7 größer als die dritte. Wie heißen die Zahlen?

Eisbrennrätsel

Aus den Eisbrenn

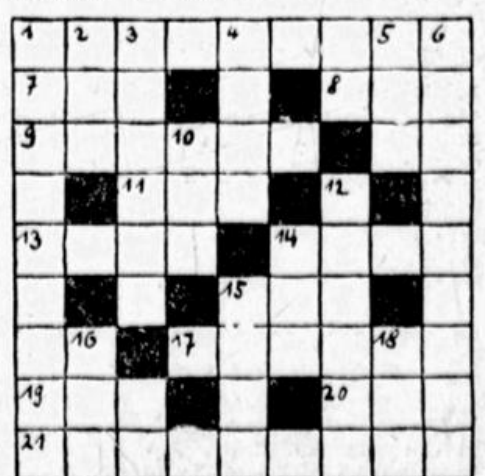
a — ber — hen — de — doch — der — di —
— dorff — e — ei — ei — er — er — ga —
— gen — gout — te — ta — te — ter — so —
— tun — la — lau — le — lisch — nar —
— nau — ne — pau — pe — ra — ri — rin —
— sal — se — send — ser — si — tan —
— tau — te — ter — tor — tu — tsch — ul —
— un — ur — va —

Sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Marie von Ebner-Eschenbach ergeben.

1. Zahl
2. Fleischgericht
3. Förderanlage
4. Oper von Vorhagen
5. Stadt in Ungarn
6. weiblicher Vorname
7. Reptil
8. Krafteinheit
9. deutscher Dichter
10. Gestalt aus der Odyssee
11. Strom in Asien
12. Düngemittel
13. trigonometrische Linie
14. Stadt in Italien
15. Dokument
16. hornähnliche Kunstmasse
17. Sportgerät
18. Betäubung

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Bergmaße in Südtirol, 7. Grotto, 8. Reptilien, 9. früheres Bismarck-Immer im Regierungsbezirk Potsdam, 11. Antium, 13. germanisches Göttergeschlecht, 14. russisches Gebirge, 15. weiblicher Vorname, 17. Fluß in Oberitalien, 19. Schwur, 20. gefocht, 21. Polarstern.



Senkrecht: 1. jugoslawische Küstenlandschaft, 2. festliches Gedicht, 3. Erzbeher, 4. Nebenfluß des Rheins, 5. metallhaltiges Mineral, 6. Signalapparat f. Wasserfahrzeuge, 10. Bindemittel, 12. Frucht, 14. männlicher Vorname, 15. altägyptische Gottheit, 16. Hauptstadt von Brasilien, 18. Herrschertitel.

Aus der vorigen Nummer

Schachaufgabe

Lösung: Dame h6 — a6

Wenn Schwarz K e1 x S d2, dann D a6 — h6 matt.

Wenn Schwarz e3 x S d2, dann D a6 — a1 matt.
Wenn Schwarz K e1 — b2, dann S f2 — d3 matt.

Haben Sie mal darüber nachgedacht?

Der Duden hat mit Schred nichts zu tun, vielmehr mit dem althebräischen Worte „schreden“, das soviel wie „springen“ bedeutet. Das Wort „geruben“ stammt von dem mittelhochdeutschen „ruwen“, was soviel heißt, wie sich etwas anlegen sein lassen, sich um etwas kümmern. Die Kamelie ist benannt nach dem Jesuiten Camelli, der die seltene Blume aus Japan nach Europa mitbrachte. Die Fuchse trägt den Namen ihres Züchters, des im 16. Jahrhundert in Tübingen verstorbenen Botanikers Fuchs. Und „fokspielig“ führt man auf den mittelhochdeutschen Stamm „fokiden“ zurück, das den Sinn von „verschwenken“ hatte.

Der Geflügelkauf

Wenn der Knecht 20 Tiere für 40 Mark besorgen sollte und wenn die Gans sechs Mark, die Ente vier Mark und die Taube eine Mark kostete, so kaufte er 14 Tauben, fünf Enten und eine Gans, das sind 20 Tiere für 40 Mark.

Silbenrätsel

1. Vorbau, 2. Orchidee, 3. Koffod, 4. Wladimir, 5. Alhambra, 6. Epidemie, 7. Ratibor, 8. Trabant, 9. Salamis, 10. Jherlohn, 11. Miami, 12. Methusalem, 13. Epigramm, 14. Roulette, 15. Regulator, — Vormaeris immer, ruckwaerts nimmer.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Auerberg, 7. Tirol, 8. Graf, 10. Amme, 12. Teer, 13. Korn, 14. Elga, 17. Pilo, 19. Allob, 20. Eisenbahn.
Senkrecht: 1. Nagetiere, 2. Eta, 3. Riff, 4. Boa, 5. Elm, 6. Greenhorn, 9. reell, 11. Fotal, 15. Gas, 16. Aie, 17. Rob, 18. Jda.

Die Geschichte vom Dachreiter

Als Brangel 1866 aus dem Schleswig-Holsteinischen Krieg zurückgekehrt war, bestellte er bei seinem Schlosser eine Wetterfahne, wie er sie irgendwo einmal während des Feldzuges gesehen hatte. Sie sollte einen Mann mit eingelegerter Lanze darstellen und den Dachstuhl seines Berliner Schlosses zieren. „Aber er muß sich drehen nach dem Wind, wie 'ne richtige Wetterfahne“, versteht du mir“, schärfte er dem Handwerksmeister ein, „sonst gibt's kein Geld!“ Der Schlosser schwor darauf, es schon nach Wunsch machen zu können und lieferte die Wetterfahne auch pünktlich ab. Nachdem er sie noch auf den Dachstuhl gesetzt hatte, meldete er Brangel das gelungene Werk. Begeistert stürzte der Schlossherr nach dem Fenster und spähte erwartungsvoll nach seinem Dachreiter aus. „Ich sehe ihm ja nich!“ rief er enttäuscht, „du bist ein Schwindelmeister!“

„Über Erzählens“, verwahrte sich der Angeschuldigte.

„Ach was, Erzählens gibt es Duzende, ich bin Generalfeldmarschall!“ schrie Brangel erbittert.

„Herr Generalfeldmarschall können doch die Wetterfahnen auf dem Dach nicht sehen, wenn sich Hochdieselben unter dem Dach befinden!“ wandte der biedere Meister ein. „Ja, da hast du eigentlich recht“, gab Brangel zu und meinte dann traurig: „Aber was nützt mich dann die ganze Wetterfahne, wenn ich ihr nich sehen kann!“

Mißverständnisse

„Was macht denn Ihr Julius, den sieht man gar nicht mehr?“

„Oh, der ist in Moabit; er hat das Postfach eingeschlagen.“

„Ach so, und nun sitzt er. Wieviel hat er gekriegt?“

Immer derselbe

Der Herr Professor spricht seit zwei Stunden vor leeren Bänken, bevor er das erste Mal aufschaut und bemerkt, daß niemand anwesend ist. „Meine Herren“, sagt er nun ganz entrüstet, daß niemand da ist, das ist schon bedauerlich genug. Aber daß dann noch niemand von Ihnen den Mut hat, mich hierauf aufmerksam zu machen, das ist eine Taktlosigkeit!“

Vollste Stimme

Ein Redner spricht: „Der Mann, der nachgibt, wenn er im Unrecht ist, ist weise. Aber der Mann, der nachgibt, wenn er recht hat, ist ...“ Da unterbricht ihn eine Stimme aus dem Publikum: ... ist verheiratet!“

Dann allerdings

Zwei Kranke unterhalten sich darüber, wohnen sie wohl zur Kur gehen könnten. Nicht sich ein Dritter ein und sagt: „Meine Herren, gehen Sie doch nach Kledersdorf! Ich sage Ihnen, als ich zuerst in diese Stadt kam, keinen Schritt konnte ich allein gehen und kein Wort konnte ich sprechen. Ja, nicht mal allein essen konnte ich. Und nun können Sie mich heute an!“

„Donnerwetter, ja“, sagt der eine Kranke, „Heber Herr, an welcher Krankheit litten Sie denn?“

„Krankheit“, grinst nun der Dritte, „wer spricht denn hier von Krankheit? Ich bin doch in Kledersdorf geboren!“

Wald Feld und Heide

Rehgehörne und Hirschgeweihe

Im großen und ganzen pflegen sich die Rehgehörne weniger normal zu entwickeln als die Hirschgeweihe. Wie hängt das zusammen? Zu der Hauptfrage hat man die Erklärung dafür in dem unterschiedlichen Naturell beider Tierarten zu suchen. Der Hirsch ist — im Gegensatz zum Rehbock — gewohnt, so vorsichtig wie möglich zu sein. Dieser seiner Umsicht ist es zuzuschreiben, daß er gefährlichen Situationen, wo es sich nur irgendwie verborgen läßt, aus dem Wege zu geben versucht, während der Rehbock oft dieses hohe Maß von Umsicht außer acht läßt. Auch die mechanischen Verletzungen der Zangen während der Balzzeit sind bei den Hirschen so gut wie eine Seltenheit, — wieder im Gegensatz zum Rehbock. Ja, man darf sagen, daß die beim Rehgehörn anzutreffenden Abnormitäten zu einem erheblichen Teile gerade durch solche mechanischen Verletzungen entstehen.

Enten bannen eine Seuche.

Von den Lungenwürmern und Leberegelwürmern weiß man, daß sie unter Umständen ganze Viehbestände völlig aufreiben können. Auch dem Wild droht von ihnen große Gefahr. Versuche, die man neuerdings gemacht hat, brachten den Beweis,

daß die Wild- und Hausenten für die Ausrottung dieser Schädlinge eine große Bedeutung gewinnen können. Wurden Hausenten gemeinsam mit abgemagerten und hustenden Vieh gehalten, dann war die Leberegelseuche bereits nach verhältnismäßig kurzer Zeit gebannt, und es kam kein einziger Rückfall mehr vor. Die Hausenten, die starke Vertilger der Leberegel sind, haben sich hier als unschätzbare Helfer in der Not erwiesen.

Ziebenschlafers Gefährlichkeit.

Die größte Mehrzahl der Mager wird durch die Gefährlichkeit des Ziebenschlafers in den Schatten gestellt. Im allgemeinen bevorzugt er Bucheln, Walnüsse, Eichen, Haselnüsse, Obst und Kastanien, doch auch kleinere Tiere sind ihm ein Vederbissen. Tritt der Ziebenschlaf in größerer Zahl auf, dann kann er sehr zum Fortschädling werden, namentlich durch seine Jagd auf die Buchenmaße.

Sonderbare Tiergewohnheiten.

Wie verhält sich der Hund zur Wärme? Wer aufmerksam beobachtet, wird sehen, daß ein Hund sich, regelmäßig zwar nicht, aber doch in den meisten Fällen, so auf den Boden niederläßt, daß er mit Kopf und Foten der Wärmequelle zugewandt ist. Genau umgekehrt ist es bei der Katze. Sie

streckt sich beinahe regelmäßig so aus, daß sie die Wärmequelle im Rücken hat. Hühner wieder haben die Gewohnheit, beim Scharen fast stets sich gegen die Sonne zu drehen.

Entartetes Schwarzwild.

Bei Schwarzwild, das im Gatter gehalten wird, machen sich, wie die Erfahrung gelehrt hat, bereits nach verhältnismäßig kurzer Zeit deutliche Symptome der Entartung bemerkbar. Der Entartungsprozess schreitet um so stärker fort, je länger es verläuft wird, dieser ungünstigen Entwicklung durch eine Unterausscheidung vorzuzureifen. Nicht nur, daß das Körpergewicht rapid zurückgeht, auch die Waffen des Schwarzwildes schrumpfen sowohl dem Umfang wie der Länge nach immer mehr zusammen. Werden zur Unterausscheidung gesunde, starke Reiter bzw. Säuen herangezogen, dann läßt sich den Entartungserscheinungen mit Sicherheit vorbeugen. Ebenso kann man Schwarzwild, das in der bezeichneten Weise gehalten hat, durch Unterausscheidung wieder zu seiner alten Unwüchsigkeit zurückbringen. Allerdings kann es jahrelang dauern, bis Waffen, Kopf und Körpergewicht wieder zu ihren alten Formen zurückgefunden haben.

Sprungkünste einer Schlange.

Auf dem Vismardarchiv hat man unlängst eine Schlangenart ausfindig gemacht,

fanden, aber einen Apparat, der den Menschen nach Hause bringt, wenn er mal einen getrunken hat, den bringen sie nicht zuwege.“

Einwand.

Sie: „Wenn ich bedenke, was Sophokles, Aristoteles, Michelangelo und andere leisteten, trotzdem sie keine oder nur wenige Vorbilder hatten, so bist du doch ein recht jämmerlicher Kerl!“

Er: „So? Dazumalen gab es auch noch keine Hauschlüssel und keine Polizeistunde.“

Nichts Besonderes.

„Da lese ich gerade, daß der Schriftsteller George Sand gar kein Mann, sondern eine Frau war, die aber oft Männerkleidung trug.“

„Nun, was ist das schon Besonderes? Meine Frau hat auch die Hosen an, und Geschichten macht sie auch mehr als genug.“

Pfiff.

Meier hat Wein ausgestellt, die Flasche zu 90 Pfennig. Aber keiner kauft ihn. Eines Tages prangen neue Schilder im Schaufenster: Flasche 15 Pfennig. Darauf setzt ein Sturm auf Meiers Laden ein; jeder will den billigen Wein haben.

„Ja“, sagt Meier, „die Flasche kostet 15 Pfennig und der Wein darin 75.“

Gastgeber unter sich.

„Frau Meier gähnt dauernd, und Herr Meier hat schon der Magen geknurr. Ich glaube, sie warten aufs Abendessen.“

„Da können sie lange warten. Stelle du in einem unbewerkten Augenblick die Uhr eine Stunde zurück; ich werde dann gelegentlich sagen, daß wir regelmäßig erst um neun äßen. Dann werden sie wohl beizeiten gehen.“

Zwei freundliche Kleinigkeiten

Spinatblau ist krank. Der Arzt tritt an sein Bett:

„Was haben Sie?“

„Eine Bäderlei, Herr Sanitätsrat.“

„Ich meine, warum Sie hier liegen.“

„Weil mich die Schwestern nicht aufstehen lassen.“

Der Sanitätsrat schüttelt den Kopf und verzweifelt an den Kopf.

Dann versucht er es noch einmal: „Himmelstempelwetter! Schwindelhaft noch einmal! Woran Sie erkranken sind, will ich wissen!“

„Am Wedding, Herr Doktor“, sagt Spinatblau verächtlich und zögernd, weil er nicht gern seine Herkunft aus diesem nicht eben best-bedeutenden Stadtviertel Berlins verrät.

Der alte Herr wischt sich den Schweiß von der Stirn, dann versucht er es mit Güte:

„Nun, nun, mein Vetter, was hat denn der Doktor gesagt, als du hierherkamst?“

„Ach, da sind Sie ja schon wieder!“

Ein Buchhändler hatte einen Kunden wegen einer rückständigen Zahlung für ein Buch gemahnt. Er erhielt folgende Antwort:

„Sehr geehrter Herr!“

Ich habe dieses blödsinnige Buch niemals bestellt. Und wenn ich es bestellt habe, dann haben Sie es mir nicht geschickt. Und wenn Sie es mir geschickt haben, habe ich es niemals erhalten. Und wenn ich es erhalten habe, habe ich es auch bezahlt. Und wenn ich es nicht schon bezahlt habe, dann werde ich es auch nicht mehr bezahlen. Hochachtungsvoll ...“

welche die Gewohnheit hat, von den Bäumen, die sie bewohnt, herabzuspringen, wobei sie ihren Körper straff wie einen Stab spannt. Die Höhe scheint dabei nicht die geringste Rolle zu spielen. Man hat Schlangen beobachtet, die aus Höhen von zwanzig Meter herunter sprangen. Die Schlangen, die überaus behend sind, beweisen bei diesen Sprüngen eine außerordentlich große Gewandtheit.

Wieviel Bewohner hat ein Ameisenhaufen?

Darüber, wieviel Einwohner ein Ameisenhaufen durchschnittlicher Größe aufzuweisen hat, gingen die Ansichten der Gelehrten bislang weit auseinander. Die Schätzungen schwankten zwischen 30 000 und 50 000. Um die Frage auf exakt wissenschaftlichem Wege zu klären, hat Professor E. A. Andrews, nun kürzlich eine rechtliche Volkszählung in einem Ameisenhaufen veranstaltet.

Er fand, daß der ganze, eine mittlere Größe aufweisende Bau insgesamt genau 8239 Bewohner enthielt. Nicht weniger als elf Königinnen teilten sich in die Herrschaft, ein Zeichen, daß die Ameisenkönigin wesentlich toleranter ist als ihre „Kollegen“ aus dem Wiener Reich, die — wenn sie kann — die übrigen jungen Königinnen erbarmungslos umzubringen pflegt. Auf Grund der Andrews'schen Untersuchungen darf man annehmen, daß die Einwohnerzahl eines Ameisenhaufens nur selten 10 000 übersteigt.

Die Geschichte vom Dachreiter
Frühling wird es nun bald...
Sich da — die ersten Frühlingsblumen!
Was eine Frau im Frühling träumt!
Zwei freundliche Kleinigkeiten
Wald Feld und Heide
Rehgehörne und Hirschgeweihe
Enten bannen eine Seuche.
Sonderbare Tiergewohnheiten.
Sprungkünste einer Schlange.